

# Jahresbericht

der

## Büreau-Gesellschaft

zur Pflege der Wissenschaft  
im katholischen Deutschland

für das Jahr 1893.



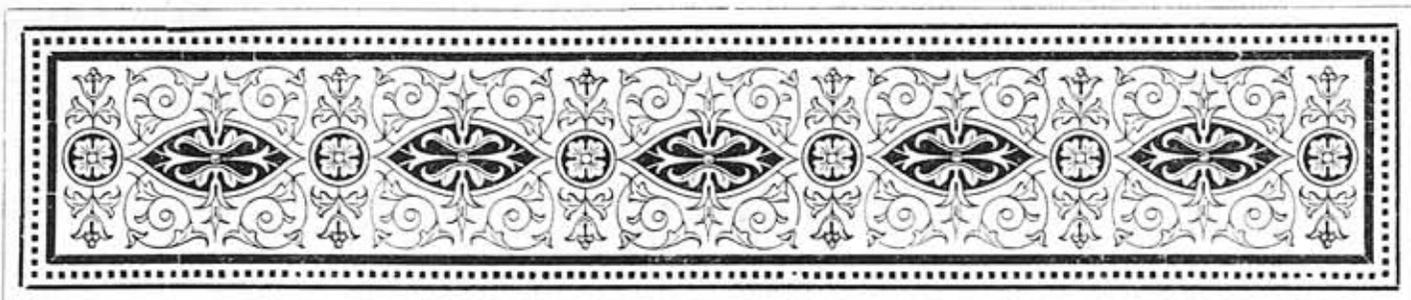
Erstattet von dem Verwaltungs-Ausschusse  
auf Grund des § 32 des Vereins-Statuts.

---

Köln, 1894.

Commissions-Verlag und Druck von J. P. Bachem.





## I. Die Generalversammlung in Bamberg.

Nachdem 1892 die übliche Jahreszusammenkunft, für welche die Einladung nach Breslau bereits ergangen war, wegen der Cholera-gefahr hat ausfallen müssen, tagte vom 3. bis 5. September 1893 die Generalversammlung in der reizend gelegenen und an geschichtlichen Erinnerungen überreichen Metropole Oberfrankens.

Schon am Nachmittag des 3. September (Sonntag) fand im neuen Gymnasium eine Sitzung des Vorstandes statt; anwesend waren: der Vorsitzende Reichsrath v. Hertling (München), der Generalsecretair Dr. Cardauns (Köln), Prälat Dr. Hülskamp (Münster), Prof. Pesch (Graeten), Prof. Hüffer (Breslau), Prof. Schütz (Trier), Archivrath Dr. Will (Regensburg), Prof. Dr. Schnürer (Freiburg, Schweiz), Prof. Dr. Finke (Münster), Dr. Bruder (Innsbruck), Prof. Dr. Ebner (Eichstätt), Generalvicar Hugo (Hildesheim). In mehrstündiger Sitzung erledigte der Vorstand eine umfassende Tagesordnung (Vorbereitung der Generalversammlung, Geschäftsbericht, Bericht über die einzelnen Unternehmungen usw). Beschlossen wurde u. a., bei der General-Versammlung eine Ergänzung des Vorstandes durch die folgenden Herren zu beantragen: die Professoren Funk (Tübingen), Kurth (Lüttich), Pawlicki (Kraakau), Weber (Bamberg), Rihn (Würzburg), Stölzle (Würzburg), König (Breslau), P. Denifle, P. Ehrle und Dr. de Waal (Rom).

Die einheimischen Freunde der Gesellschaft und die Gäste fanden sich mit löblicher Pünktlichkeit Abends 8 Uhr im Bamberger Hof ein. Auch hier zeigte sich wieder, daß diese Begrüßungs-Abende unentbehrliche Einleitungen der General-Versammlung sind: ortsansässige und auswärtige Mitglieder sind zwei Gruppen, die sich zunächst bekannt zu machen haben, und dafür ist die zwanglose Vereinigung bei einem Glas Bier oder Wein das richtige Mittel. In kurzer Zeit waren die beiden Gruppen der zahlreichen Gesellschaft verschmolzen. Die Gäste erfreuten

sich einer nicht weniger als dreimaligen Begrüßung: von Hrn. Domdechanten Kreppel als dem Vorsitzenden des Local-Comité's, von Hrn. Oberbürgermeister v. Brandt als Vertreter der Stadt und von Hrn. Dombicar Wenzel als dem Vertreter Bamberg's im Reichstag. Wenn Letzterer das Mandat präsumirte, die Gesellschaft „im Namen Deutschlands“ zu begrüßen, so erscheint das nicht ungerechtfertigt im Hinblick auf den Umstand, daß Bamberg früher als „der Nabel Deutschlands“ galt. Die schwungvolle Antwort des Präsidenten der Gesellschaft, Reichsrath v. Hertling, mündete in ein Hoch auf die gastliche Stadt, ihr Local-Comité und ihren Bürgermeister aus. P. Duhr (Wien), der Verfasser der „Jesuitenfabeln“, machte sehr interessante Mittheilungen über die hochehrwürdige Entwicklung der gleichstrebenden österreichischen Leo-Gesellschaft und befürwortete in glücklicher Weise eine noch engere Verbindung der beiden befreundeten Vereine. Daß er die Leo-Gesellschaft als Tochter der ältern Görres-Gesellschaft einführte, forderte den Widerspruch seines Landsmannes Dr. Cardauns (Köln) heraus, der entschieden für ein dauerndes schwestertliches Verhältniß sich aussprach. Dann überbrachte Prof. Schnürer die Grüße der katholischen Universität Freiburg (Schweiz), für die er mit gutem Recht ebenfalls verwandtschaftliche Beziehungen geltend machte. In später Stunde nahm noch Frhr. v. Heereman zu einer mit feinem Humor gewürzten Improvisation Namens der „ungelehrten Mitglieder“ das Wort. Vor zwei Jahren hat er in Hildesheim die Versammlung mit einer allerliebsten Tischrede „nach Ablauf der allerstrengsten Gelehrsamkeit“ erfreut; dies Mal hat er ein würdiges Gegenstück „vor Beginn derselben“ geboten.

Montag-Morgen 8 Uhr fanden sich die Mitglieder im Ostchor des Domes, dieser Perle mittelalterlicher Architektur, zusammen, wo der Herr Erzbischof von Bamberg ein Hochamt pontificirte. Dabei gelangte Missa in ascensione von Mitterer mit Fuge von Herzog zur Ausführung.

Gegen 10 Uhr eröffnete Reichsrath v. Hertling die 16. General-Versammlung — auch der Herr Erzbischof von Bamberg nahm an der Eröffnungs-Sitzung Theil — mit einer wiederholt von Beifall unterbrochenen und am Schluß von stürmischer Zustimmung begleiteten Rede (vgl. den Wortlaut unten Nr. II) über die Aufgabe der katholischen Wissenschaft und die Stellung der katholischen Gelehrten in der Gegenwart.

Dann nahm der Herr Erzbischof von Bamberg Dr. Joseph v. Schork das Wort zu folgender Ansprache:

Hohe Versammlung! Freudig heiße ich Sie willkommen hier in der fränkischen Metropole; freudig spreche ich Ihnen meinen innigsten Dank dafür aus, daß Sie in diesem

Jahre Bamberg für Ihre Berathungen, für Ihre Generalversammlung gewählt. Bamberg verdient es auch, denn es ist von Alters her eine Stätte der Wissenschaft gewesen, seine Universität, die Gelehrten, die hier gewirkt, bezeugen es, und auch heute noch steht Bamberg nicht zurück gegen andere Städte. Seine wissenschaftlichen Anstalten beweisen es. Bamberg's Bewohner zeigen für die Kunst und Wissenschaft reges Interesse, dem Clerus kann ich das Zeugniß geben, daß er sich für alle wahrhaft wissenschaftlichen Bestrebungen interessirt. So wäre ja der Boden, auf dem Sie, meine Herren, tagen, wohl vorbereitet für das, was Sie, was wir Alle erstreben.

Aber auch als Bischof heiße ich Sie willkommen, und gerade als katholischer Bischof ganz besonders, denn die katholische Kirche ist ja die Freundin der wahren Wissenschaft, und es zeugt von crasser Unkenntniß der Kirche und ihrer Geschichte, wenn man sie als Feindin derselben anklagt. Die Gründung der Kirche fällt in eine Zeit, in der noch die geistigen Erzeugnisse des goldenen Zeitalters der Kunst und Wissenschaft vorhanden waren und wirkten, und die Wissenschaft ist an ihrer Wiege gestanden; doch davon will ich nicht sprechen, ich will von etwas Anderm reden. Die Kirche befreite durch die Lehren der Offenbarung die Wissenschaft von den Fesseln, in welche eine unfruchtbare Speculation sie geschlagen, da sie der Wissenschaft das Licht der Offenbarung für jene überirdischen Wahrheiten brachte, nach denen die Menschen Jahrhunderte lang vergebens geforscht und sich abgemüht, um endlich auf der einen Seite verzweifelnd auf dem Boden der Negation alles Ueberirdischen zu erlahmen, und seitens der bessern Elemente im Sehnen nach der Offenbarung zu enden. Das Wort des großen Platon „über diese Dinge gibt es (für die Speculation nämlich) keine Gewißheit, höchstens eine Wahrscheinlichkeit, es müßte denn Einer von oben kommen, der uns Gewißheit bringt“, ist das letzte Wort der alten Wahrheit suchenden Philosophie.

Als aber der Erwartete gekommen, als seine Sendboten verkündeten, was die wahrheitsuchende Welt ersehnte, da war Raum gegeben für die natürlichen Forschungen, und es erweiterte sich das Gebiet des natürlichen Forschens und Wissens zu ungeahnten Fortschritten, umsomehr als das göttliche Licht der Offenbarung das natürliche Licht der Erkenntniß stärkte.

Die Kirche war es ferner, die das, was die Vernunft nach dem Maße ihrer Kräfte zu erringen vermochte, sogleich unter ihren Schutz und in ihre Dienste nahm. Die alexandrinische Katechetenschule, die großen Lehrer der Kirche bis herab auf den Engel der Schule, den hl. Thomas von Aquin, den wir mit Recht den christlichen Aristoteles nennen, sind Zeugen dafür, daß die Kirche die wahre Wissenschaft hochhält und als ihr Kind pflegt.

Man nannte deshalb auch die Philosophie die Magd der Theologie, und man hat sich an diesem Worte gestoßen, nun, meine Herren, vielleicht dürfte das Bedenken an dieser Auffassung, die bloß an dem Worte „Magd“ Anstoß genommen, schwinden, wenn ich sage, die Kirche hat die Philosophie, die wahre Wissenschaft, als Hausgenossin und Gehülfin aufgenommen und gepflegt, aber auch geschützt; denn als mit dem Zusammenbruch des römischen Weltreiches die Barbarenfluth der Völkerwanderung über Europa hereinbrach und alle Cultur zu zerstören drohte, da nahm die Kirche Cultur, Kunst und Wissenschaft der alten Welt in ihren mütterlichen Schooß, haute ihr in ihren Klöstern Schutzstätten, und in der Klosterzelle arbeiteten still und ruhig die Mönche daran, um die Schätze der alten Wissenschaft durch Abschriften zu erhalten, durch mühevollles Sinnen und Forschen zu entwickeln. Die kostbaren Handschriften, die alten Folianten unserer Bibliotheken sind glänzende Zeugen dafür, daß die Kirche die Wissenschaft als eine liebende, treue Mutter beschützt und gehegt. Wenn im Laufe der Zeit, wie es ja natürlich war, das Kind größere Schritte gemacht und die Klosterzelle verlassen, wenn dasselbe auf Grund des aus der Vergangenheit Ererbten weiter sich fortbildete, zu ungeahnten Fortschritten sich ent-

wickelte, Niemand wird darob eine höhere, innigere Freude haben, als die Kirche, und sie hat ihre Söhne, die in den natürlichen Erkenntnissen rastlos vorwärts schritten, hochgeehrt, und wie viele Söhne der Kirche, welche als Männer der Wissenschaft glänzen, sind Beweis hierfür, daß man ein treuer Sohn der Kirche und eben deshalb auch eine Leuchte der Wissenschaft sein kann.

Die Kirche hat nicht versäumt, die Wissenschaft und ihre wahren Resultate zu verwenden im Dienste der ewigen Wahrheit, um der Welt den Beweis zu liefern, daß natürliches Wissen und Offenbarung, daß natürliche Wahrheit und geoffenbarte Wahrheit sich nicht widersprechen, weil sie beide von Gott sind. Und wenn Sie, hochgeehrte Herren, es als Ihre Aufgabe erkannt, die Wissenschaft auf katholischem Boden zu pflegen, so muß dies für mich, dem Bischöfe, eine hohe Herzensfreude sein, und ich danke Ihnen, ich beglückwünsche Sie und wünsche, daß Ihre Gesellschaft immer mehr gedeihe.

Noch größer wird diese Freude, wenn ich bedenke, daß durch Sie die hl. Wissenschaft der Gottesgelehrsamkeit, als das von Gott Gegebene, erhalten und gepflegt, und gegen die Angriffe einer falschen, gottentfremdeten Apterweisheit vertheidigt werden soll. Apterweisheit nenne ich aber nicht die großartigen wahren Resultate natürlichen Wissens und Forschens, diese begrüße ich, bewundere ich, über diese freue ich mich und rufe den Pflegern derselben ein freudiges Vorwärts zu. Wenn aber menschliches Denken dem göttlichen Gedanken sich gegenüber stellt, und die Herrschaft gegen die ewige Wahrheit sich anmaßt, wenn die in der Entwicklung der Naturwissenschaft als Behelfe aufgestellten Hypothesen der geoffenbarten Wahrheit sich entgegenstellen, wenn aus dem Schutte jenes großen Trümmersfeldes der Philosophie, auf dem immer ein System auf den Ruinen des andern sich aufbaute, um bald wieder einem andern zu weichen, alter Irrthum ausgegraben, wenn ein einseitiger Fortschritt im Wissen ohne sittlichen Fortschritt angestrebt wird, wenn die großen Resultate menschlichen Denkens, die im Lichte der Vernunft und der Offenbarung das Wahre an Gott und seinen Geschöpfen erkannt, verleugnet und nicht bloß Christus und seine Kirche, sondern auch Gott und der menschliche Geist geleugnet, wenn das menschliche Wissen an dem Punkte anlangt, bis zu dem selbst die verworfenste Philosophie der alten Welt nicht gelangte, Gott, Geist und Moral, den Unterschied von Gut und Böse zu verleugnen, dann muß die wahre Wissenschaft mit der Kirche Hand in Hand gehend sich aufraffen und die höchsten Güter der Menschheit, die ewigen Wahrheiten, das göttliche Gesetz, Tugend, hl. Sitte und Menschenwürde muthvoll vertheidigen.

Und daß Sie, meine Herren, diese Aufgabe sich gestellt, darum beglückwünsche ich Sie, darum freue ich mich, darum wünsche ich, daß aus diesem kleinen Anfange ein großes Heer der Vertheidiger Gottes entstehe, daß aus dem Bäumchen der Görres-Gesellschaft sich ein mächtiger Baum entwickele, dessen Früchte: Wahrheit, Gerechtigkeit und Tugend, die menschliche Gesellschaft von den Gefahren erretten, welche von einer Wissenschaft ihr drohen, welche ihre Grundfesten untergräbt.

Und mit hoher Freude muß es uns erfüllen, daß der Nachfolger des Apostels Petrus, der große Papst auf Petri Stuhl, Leo XIII., ein Mann der Wissenschaft, diese so sehr begünstigt und fördert, daß die Görres-Gesellschaft unter seinem Schutze nach seinem Vorbilde und mit seinem Segen arbeitet. Möge sein Segen den göttlichen Segen uns bringen, da aller Segen von oben kommt. Um diesen Segen haben wir heute am Altare gefleht, und auch ich will diesen Segen über diese Versammlung herabrufen, indem ich derselben meinen oberhirtlichen Segen erteile.

Nachdem die Versammlung knieend den Segen empfangen hatte, erscholl lauter Beifall, worauf der Vorsitzende den ehrfurchtsvollen Dank der Versammlung aussprach.

Der Generalsecretair Dr. Cardauns erstattete den üblichen Bericht über Vermögen und Mitgliederbestand. Auf die Wiedergabe desselben kann hier verzichtet werden, da unten (Nr. VI) die betr. Ziffern für Abschluß des Geschäftsjahres 1893 mitgetheilt sind. Die erfreuliche, wenn auch bei weitem nicht genügende Entwicklung der Gesellschaft glaubte der Berichterstatter größtentheils der planmäßigen Agitation der Geschäftsstelle zuschreiben zu dürfen, welche bei einer jährlichen Ausgabe von einigen hundert Mark für Druckfachen und Portokosten den Mitgliederstand in weniger als zwei Jahren um 25 bis 30 pCt. erhöht hat, während die Zahl der Teilnehmer fast unverändert geblieben ist. So weit bekannt, sind bis jetzt seit Beginn d. J. nur 23 Mitglieder gestorben oder abgemeldet. Unter den Todten befinden sich mehrere Träger klangvoller Namen: Weihbischof Dr. Baudri zu Köln, der ehrwürdige Senior des deutschen Episkopates, gleichzeitig der Senior der Görres-Gesellschaft, welche ihm das Lebensbild des Cardinals Geißel verdankt, der treue Diener und Berather dreier Erzbischöfe von Köln, der hoffentlich auch seinerseits einen Biographen aus den Kreisen der Gesellschaft finden wird; Bischof v. Hefele von Rottenburg, der große Kirchengeschichtschreiber; Peter Reichensperger, der ausgezeichnete Jurist und Parlamentarier, das Ehrenmitglied Verlagsbuchhändler Jos. Bachem zu Köln und das Mitglied des Vorstandes Pfarrer Weißbrodt zu Koblenz. An sonstigen Personalien aus dem Mitgliederkreise ist noch zu verzeichnen, daß Erzbischof Krementz von Köln zur Würde des Cardinalates erhoben und Oberpfarrer Dr. Schmitz in Crefeld zum Kölner Weihbischof ernannt worden ist — Zeichen der engen Verbindung der Gesellschaft mit dem deutschen Episkopat, welche so eben wieder ihren Ausdruck in der huldvollen Ansprache des Herrn Erzbischofs gefunden hat.

Herr Dr. Cardauns gab noch Mittheilung über die letzten Veröffentlichungen der Gesellschaft. Kürzlich sind unter den „Quellen und Forschungen“ die Actenstücke zur Ehescheidung Heinrich's VIII. von Dr. Ehes herausgegeben worden, von Vereinsgaben die Abhandlungen von Prof. Kirsch über altchristlichen Kirchenbau und von Prof. Weber über den Kirchengesang im Fürstbisthum Bamberg. (Seitdem noch als dritte Vereinsgabe Nicolaus Paulus, Johann Wild. Ein Mainzer Domprediger des 16. Jahrhunderts.) Rasch schreitet jetzt die Herausgabe des Staatslexikons vorwärts. Heft 25 (gegenwärtig Heft 28) ist im Druck abgeschlossen, das Manuscript für vier weitere Hefte liegt in der Druckerei, und in der ersten Hälfte nächsten Jahres (1894) wird der dritte Band fertig sein. Das Abonnement des Historischen Jahrbuchs ist nahezu

unverändert, der Absatz im Buchhandel hat sich neuerdings gehoben.<sup>1)</sup> Den Schluß bildete ein Appell an die Mitglieder, ihre erfolgreiche werbende Thätigkeit für Vermehrung des Mitgliederstandes fortzusetzen.

Auf Antrag des Vorsitzenden wurde hierauf dem Generalsecretair die statutenmäßige Decharge ertheilt.

Nachdem Herr Lycealprofessor Dr. Weber (Bamberg) einen Vortrag über die Geschichte Bamberg's (Wortlaut unten Nr. III) gehalten hatte, wurden auf Vorschlag des Vorsitzenden die bereits genannten Herren sowie Herr Prof. Dr. Alberdingk-Thijm (Löwen) durch Zuzug in den Gesamtvorstand aufgenommen und hierauf die Sitzung mit geschäftlichen Mittheilungen geschlossen.

Am 5 Uhr tagte in der Aula des neuen Gymnasiums die historische Section unter Vorsitz des Herrn Prälaten Dr. Hülskamp. Herr Professor Kurth (Lüttich) hielt einen Vortrag über die Deutschen in Belgien.

Belgien gilt gewöhnlich als ein zweisprachiges Volk, welches in eine größere flämische und in eine kleinere wallonische Hälfte zerfällt. Dies ist aber nicht unbedingt richtig, denn im östlichen und südöstlichen Theile dieses Landes gibt es eine Gegend von etwa 40 000 Einwohnern, welche zu dem germanischen resp. deutschen Gebiete gehört und seit uralten Zeiten die äußerste westliche Grenze des Deutschthums in Europa bildet.

Diese Gegend zertheilt sich in zwei Gruppen: die südöstliche oder luxemburgische, mit den beiden Kantonen Arlon (Arlon) und Mehig (Messancy) und die östliche oder lüttichische mit neun Gemeinden. Was diese letztere betrifft, so ist die Mundart ihrer Bevölkerung eigentlich nicht hochdeutsch, sondern niederdeutsch oder, wie man früher zu sagen pflegte, niederländisch, das heißt so viel als flämisch. Jedoch hat seit einigen Menschen-

<sup>1)</sup> Nach einer von der Redaction des Historischen Jahrbuchs eingesandten Uebersicht betrug die Anzahl der Abonnenten 377, darunter neu eingetreten 15. Tausch- und Freiemplare wurden versandt 75, durch den Buchhandel abgesetzt 182, zusammen 634. Seit Erscheinen des vierten Hestes des Jahrganges sind ausgetreten 18, gestorben 6 Abonnenten. Erfreulich gestaltete sich der Verkauf älterer Bände. Es wurden verkauft zwei Mal die Bände I—XII; 24 einzelne Bände aus den Jahrgängen I—XII (darunter fünf Bände an das preuß. historische Institut in Rom). Den größten Absatz im Nachverkauf erzielte Band XIII. Es konnten dieses Jahr zur Verrechnung gelangen 36 Bände XIII complet und 35 einzelne Heste dieses Bandes. Nachträglich ist auch ein Bericht über den Stand des Philosophischen Jahrbuchs eingelaufen, dessen Redacteur, Herr Prof. Gutberlet, im letzten Augenblick verhindert wurde, in Bamberg zu erscheinen. Danach ist die Zahl der Abonnenten sich ziemlich gleich geblieben, ein wenig gestiegen. Auch in diesem Jahre wurde Austausch nachgesucht und eingegangen: 1) mit der Revue Thomiste der Universität Freiburg; 2) mit dem „Oesterreichischen Litteraturblatt“ der Leo-Gesellschaft; 3) mit der Revue de Metaphysique et de Morale. Die Beiträge sind reichlich, freilich wäre zu wünschen, daß dieselben mehr von ältern Gelehrten, namentlich auch des Vorstandes der philosophischen Section der G.-G. einliefen. Die zugesandten Recensions-Exemplare sind so zahlreich, daß es schwer wird, für dieselben Recensenten, und im Jahrbuche bei dem jetzigen Umfange Platz zu finden.

altern das Hochdeutsche auf diesem niederländischen Boden so tiefe Wurzeln geschlagen, daß gar nicht vorauszusehen ist, wie es künftighin verdrängt werden könnte. Sehr interessant ist es, den Proceß zu verfolgen, durch welchen eine so merkwürdige Sprachverschiebung zu Stande kommt. Hier fällt zuerst in Betracht, daß der Unterschied zwischen Deutsch und Niederländisch in diesen Grenzgebieten ein fast unmerkbarer ist. Dazu kommt, daß die Stifte Aachen und Hertogenrade, welche sich in das Collationsrecht unserer Pfarreien theilten, dieselben gewöhnlich mit deutschen Pfarrern besetzten. Endlich sah die Geistlichkeit im Uebergange zur Sprache der katholischen deutschen Nachbarn ein Mittel, um den Anmaßungen der vom XVII. Jahrhundert an in dieser Gegend kräftig eingreifenden Holländer entgegenzuarbeiten. So geschah es, daß eine Bevölkerung niederländischer Mundart sich die hochdeutsche Sprache als Culturprache angewöhnt hat, und folglich dem deutschen Sprachgebiete Belgiens ohne Unrecht zugerechnet wird.

Die südliche Gruppe mit ihren 22 Gemeinden ist von Haus aus hochdeutsch und spricht einen mittelfränkischen Dialekt. Dort befindet sich der Wanderer in des Deutschthums fernstem Westen. Das Dorf Herzog (Hachy) zwei Stunden westlich von Arel gelegen, ist nämlich der vorgeschobenste Posten, den das hochdeutsche Sprachgebiet auf seiner langgedehnten Grenze von den Alpen bis zu der Maas einnimmt. Dort stehen die romanische und die germanische Welt sich seit etwa fünfzehn Jahrhunderten unbeweglich gegenüber. Die grünen Waldungen, an deren Saum der letzte Wellenschlag des vorrückenden Deutschthums in grauer Vorzeit ausbrauste, sie sind es noch, deren friedlicher Schatten die Dörfer der Wallonen von den uralten Ansiedelungen der Deutschen scheiden. Zwar ging es damals nicht so friedlich her. Arel und seine Umgegend scheinen von jeher bestimmt gewesen zu sein, den kriegerischen Völkern, welche sich den Boden Galliens streitig machten, eine Wahlstätte zu bieten. Daß das Land ursprünglich von Kelten bewohnt war, erhellt nicht nur aus Ortsnamen wie Drolaunum u. a.; sondern auch aus dem ausdrücklichen Zeugnisse des h. Hieronymus, demgemäß die keltische Sprache noch zu seiner Zeit im Lande der Trevirer gesprochen wurde. Aber bald darauf brach der Völkersturm los, und die Germanen überschwebten das Land. Trier fiel während des V. Jahrhunderts vier Mal in die Hände der Ripuarier und blieb endlich in ihrer Macht. Sie erstiegen die Höhe der Eifel und des Oeslings, und am Saume des Ardennenwaldes entlang rückten sie voran bis zu dem festen Drolaunum, welches sie besetzten und entweder durch Niedermetzlung der römischen Einwohner oder durch zahlreichen Zufluß germanischer Ansiedler in eine deutsche Stadt verwandelten. Wie weit sich indessen ihre Eroberungen erstreckt haben, und ob sie das Moselthal aufwärts hin nach Diedenhofen (Thionville) gelangten, bleibt noch unerklärt, denn hier begegneten sie einem andern deutschen Stamm, welcher ihnen einen großen Theil ihres früher eroberten Gebietes streitig machte. Es waren die Alamannen, welche, von Süden her vordringend, den Ripuariern das Luxemburgische und die Eifel zu entreißen suchten. W. Arnold hat dargelegt, wie bunt dort die Niederlassungen durcheinander gehen. Die Anzahl der luxemburgischen Dörfernamen mit der Endung =ingen weist auf alamannischen Ursprung hin, und, wenn ich nicht irre, so lassen sich die Ripuarischen Ansiedelungen eben so bestimmt durch die im Luxemburgischen häufig vorkommende Endung =sch eid charakterisiren. Daß ein Ortsname wie Reiferscheid (bezw. Reifferscheid), der uns in dem alten Ripuarierlande fünf Male begegnet, wenigstens in den südlichen Theilen das Gebiet dieses Volkes demjenigen der kriegerischen Nachbarn gegenüber abgrenzte, stehe ich nicht an, mit Arnold als sehr wahrscheinlich anzunehmen. Die Schlacht von Zülpich am Eingange des rheinischen Tieflandes zwischen Siegbert von Köln und den Alamannen bezeugt übrigens, wie tief letztere in das Land ihrer nördlichen Nachbarn eingedrungen sein müssen. Aber der von Chlodovech im Jahre 496 über sie erfochtene Sieg machte ihren Eroberungen ein Ende, und die Franken behielten die streitigen Gaue.

Von Trier aus wurde die Umgegend von Arel dem Christenthum gewonnen, und sie bildete seit dem X. Jahrhundert eine eigene Markgrafschaft, welche jedoch 1212 durch eine Heirath an die gräfliche Dynastie von Luxemburg überging. Aber dieser enge Verband mit einem bedeutenden und seiner Bevölkerung nach durchaus deutschen Lehensstaate gereichte der deutschen Sprache im Arelen Lande zu keinem besondern Nutzen. Wie alle deutsche Grenzländer im Mittelalter, stand die Grafschaft Luxemburg dem Einfluß der Cultursprache der Franzosen vollständig offen. Was diese Sprache damals für ganz Mitteleuropa war, nämlich ein vorzügliches Verkehrsmittel für höfische Kreise und für die gesammte Ritterwelt, das war sie in erhöhtem Grade für die Luxemburger. Dazu kommt, daß mit dem Aussterben der männlichen Nachfolger ihres ersten Herrschers Siegfried die Grafschaft 1136 in den Besitz einer wallonischen Dynastie, derjenigen der Grafen von Namur, gelangte. Von den Luxemburger Dynasten des XII. und des XIII. Jahrhunderts kann gesagt werden, daß sie, gleichwie ihre Zeitgenossen, die Grafen von Flandern, viel mehr französische als germanische Fürsten waren. Sollten sie überhaupt der Sprachen ihrer Völker unfundig gewesen sein, wie behauptet worden ist? So viel ist gewiß: von Graf Heinrich VII., welcher im Jahre 1309 den deutschen Kaiserthron bestieg, berichtet Albertino Mussato, seine gewöhnliche Sprache sei die französische gewesen: *loquela tarda succinctaque, idioma gallicum satisque se conferens intelligentiae Latinorum* (Hist. Aug. I, 13). Und nicht nur das Herrschergeschlecht, sondern das ganze Luxemburger Volk, insofern es Anspruch auf einen gewissen Grad von Cultur hatte, war mit der Sprache der gallischen Nachbarn vertraut und bediente sich derselben im öffentlichen und privaten Verkehr.

Merkwürdiger Weise ändert sich die Lage gegen die Mitte des XIV. Jahrhunderts. Das Deutsche dringt plötzlich in die Urkundensprache ein und verdrängt das Französische vollständig während ungefähr eines ganzen Jahrhunderts. Der Umschwung ist ein durchaus staunenerregender. Es scheint, als habe das ganze Land seine französische Kleidung bewußt und entschieden abgeworfen, um seine Zusammengehörigkeit zum alten germanischen Stamm desto kräftiger zum Ausdruck zu bringen.

Aber mit der allmäligen Ausdehnung der burgundischen Herrschaft in den belgischen Provinzen während des XV. Jahrhunderts wurde die deutsche Sprache wieder um fast alle ihre Errungenschaften gebracht. Nachdem der Widerstand des germanisch gesinnten Adels gegen den französischen Eindringling Philipp den Guten endgültig gebrochen war, wurde das Land dem großen Ländercomplex der burgundischen Herrscher einverleibt, und die französische Sprache kehrte siegreich zurück als Sprache der Regierung und der öffentlichen Verwaltung. Nur die örtlichen Angelegenheiten wurden forthin noch auf deutsch behandelt. Und so dauerte es fort jahrhundertlang, denn sogar als unsere Provinzen unter die Herrschaft Oesterreichs (1713—1792) geriethen, wurde nichts an den sprachlichen Verhältnissen geändert. In dieser Hinsicht gestaltete sich die österreichische Regierung als eine treue Nachahmerin der burgundischen und spanischen Herrscher.

Die Errichtung des Königreichs der Niederlande 1815 hätte die Lage zu Gunsten der deutschen Sprache sowohl wie der niederländischen ändern können, aber nachdem Belgien durch die Revolution von 1830 sich von Holland losgerissen hatte, mußte die kaum zum Leben erweckte Nation es sich gefallen lassen, dem Londoner Vertrag von 1839 gemäß fast den ganzen deutschen Theil der Provinz Luxemburg, welcher heute 215 000 Einwohner begreift, an den König von Holland abzutreten. Gegen diese Verstümmelung seiner Nationalität sträubten sich umsonst mit einer gerechtfertigten Entrüstung Regierung und Volk: das harte Urtheil der Großmächte wurde ausgeführt, und man kann sagen, daß Belgien noch heute an der Wunde blutet, welche ihm damals auf so ungerechte Weise geschlagen wurde. Von nun an war der deutschen Sprache in diesem Lande alle

Hoffnung entrißen, je wieder in den amtlichen Verkehr zu irgend einer Geltung zu kommen. Aber trotz aller Schattenseiten sei doch betont, daß die katholische Kirche sie in ihren Schutz genommen hat, und das Landvolk ihr bis heute treu geblieben ist. Es bestehen heute drei deutsche Zeitungen mit einer guten Zahl Abonnenten, und neulich gründeten die katholischen Deutsch-Belgier in Arel einen Deutschen Verein zur Hebung und Pflege der Muttersprache im deutschen Belgien. Nach seinem Statut hat der Verein den Zweck, die deutsche Sprache in diesen Landestheilen zu neuem Leben zu erwecken, der Bevölkerung Achtung und Liebe für dieselbe einzusflößen, und ihr die Erhaltung derselben an's Herz zu legen. Ferner will der Verein den Deutsch-Belgiern mit ihrer Sprache auch ihre Religiosität und Gesittung zu wahren suchen.

Professor Dr. Rihn (Würzburg) befürwortete die eingehende wissenschaftliche Beschäftigung mit der Patristik (vergl. unten Nr. IV).

Eingehend berichtete dann Professor Finke (Münster) über das römische Institut der Görres-Gesellschaft. An den Arbeiten auf dem Gebiete der Nuntiaturberichte von 1585 ff. haben Theil genommen die Herren Dr. Ehjes und Dr. L. Schmitz. Im vaticaniſchen Archiv kamen dafür außer der alten Serie die Nuntiaturberichte die *Lettere di principi* und die neuen Erwerbungen aus der Borgheſe-Bibliothek in Betracht, außerdem wurden namentlich die betr. Bestände der Bibliotheken Barberini und Chigi berücksichtigt. Die in der officiellen Reihe der Nuntiaturberichte fehlenden Depeschen des Kölner Nuntius Bonomo, Bischofs von Vercelli (Januar 1581 bis Februar 1587) konnten nicht ausgefüllt werden. Correspondenzen Bonomo's bis 1584 dagegen hat Dr. Ehjes im Oberitalienischen Archive gefunden. In der National-Bibliothek zu Neapel fand Professor Pastor den diplomatischen Nachlaß des folgenden Kölner Nuntius, Bischofs Octavio Frangipani von Caiazzo. Das für die Zwecke der Gesellschaft zunächst in Betracht kommende kostbare Material wurde von Dr. Ehjes für das Pontificat Sixtus' V., dann von Dr. Schmitz, den leider ein Fieberanfall zur Unterbrechung seiner Arbeiten nöthigte, für 1590—93 bearbeitet. Während eines römischen Aufenthaltes im October 1892 nahm Professor Grauert Einsicht von dem reichen Inhalt der erst neuerdings dem Vaticanischen Archiv zugeführten Suppliken-Registerbände des 15. Jahrhunderts, und gemäß seinen Vorschlägen begannen die Herren Miltenberger und Glaſer die Bearbeitung der deutschen Stücke dieser Bände mit dem Pontificate Martin's V. Mit dem preußischen Historischen Institut wurde eine Abgrenzung der Arbeitsgebiete dahin vereinbart, daß dem Institut der Görres-Gesellschaft die deutschen Stücke aus den Suppliken-Registern Martin's V. November 1417 bis Mai 1418 und die Serie von 1447 bis 1523 (unter Leitung von Professor Finke) und die deutschen Nuntiaturberichte von 1585 bis 1605 vorbehalten

bleiben. Von den Quellen und Forschungen aus dem Gebiete der Geschichte sind die beiden ersten Bände erschienen: Die erste Hälfte der Nuntiaturberichte Giovanni Morone's 1539 bis 40 (Professor Dittrich), und Acten zur Geschichte des englischen Schisma's des 16. Jahrhunderts (Dr. Ehes). Ein dritter Band, die deutschen Collectorien des 14. Jahrhunderts (Professor Kirsch) ist im Druck. Dr. Sauerland hat seine Forschungen zur Geschichte des großen abendländischen Schisma's in Rom, Paris, Neapel, Venedig und in deutschen Bibliotheken mit reicher Ausbeute fortgesetzt.

Am Dienstag begann nach einem Requiem für die verstorbenen Mitglieder der Gesellschaft und der Besichtigung des Domschazes  $\frac{1}{2}$ 10 Uhr die Sitzung der philosophischen Section unter Vorsitz des Herrn Prof. Schütz mit einem Vortrage des Hrn. Prof. L. Peisch über das Verhältniß zwischen Leib und Seele im Menschen, oder vielmehr über „Seele und Leib als zwei Bestandtheilen der einen Menschensubstanz gemäß der Lehre des hl. Thomas von Aquin.“ Da der Vortrag vollständig im „Philosophischen Jahrbuch“ und auch als Separat-Abdruck im Buchhandel erschienen ist, so begnügen wir uns, an dieser Stelle eine Skizze desselben zu bieten.

In der Einleitung erinnerte der Vortragende daran, wie Papst Leo XIII. mit größter Entschiedenheit die Philosophie auf die Lehre des großen Aquinaten hingewiesen, und wie die Görres-Gesellschaft bei jeder Gelegenheit die Kundgebungen des Lehrers der Christenheit sich zur Richtschnur genommen habe.

Zur Sache übergehend, hob der Redner hervor, Sinn und Wahrheit der thomistischen Lehre könne am Leichtesten begriffen werden, wenn man die geschichtliche Entwicklung des fraglichen Lehrpunktes von der ältesten Vergangenheit bis zu Thomas in's Auge fasse und alsdann auch die Lehre des Aquinaten mit den neuern Lehrmeinungen vergleiche.

In der ältesten geschichtlichen Zeit finden wir bei allen Völkern die Ueberzeugung von dem Dasein der Menschenseele als eines Wesens, welches nach dem Tode fortbestehe, und demgemäß von dem menschlichen Leib verschieden sei. Man suchte sich dann von der Seele irgend eine Vorstellung zu machen, wobei es schwer wurde, das passendste Wort zu finden.

Im Allgemeinen dachte man sich, oder vielmehr stellte man sich die Seele im Bilde vor als eine dünne körperlose Gestalt, als eine Art von Dampf oder Schatten, ungreifbar und unsichtbar, als Athem oder Hauch oder Feuer; sie ist das Fließende, Wehende, Fliegende. Was die Griechen und Römer betrifft, so erinnern wir uns an die abgesehenen Schattenseelen, von denen uns Homer erzählt, daß sie durch den Mund oder auch durch eine Wunde den Leib verlassen, um in der Unterwelt eine eintönige Existenz zu fristen.

In allen derartigen bildlichen Auffassungen zeigt sich das Bestreben, dem Begriff der Seele näher zu kommen als einer Substanz, welche nach ihrer eigenthümlichen Beschaffenheit zum Körper in vollem Gegensatz steht. Sie ist Ursache des Lebens und Denkens, besitzt Bewußtsein und Willen. Sie ist eine höhere Kraft, ist Substanz in viel vollerm Sinn, als der Stoff des Leibes. Ihre Eigenheit liegt in ihrer Gegenjählichkeit zum Leibe.

Sie steht dem Körper gegenüber wie das Innere dem Aeußern, wie die wirkende Kraft dem bewegungslosen Stoff, wie das von Innen heraus Wirkende der äußern greifbaren Körperlichkeit.

Nun begann das wissenschaftliche Nachdenken über die Natur der Seele.

Die Pythagoräer wissen uns von einem vierfachen Lebensgrunde in den Dingen zu erzählen. Sie blieben dabei, die menschliche Seele im Hinblick auf deren eigenartige Thätigkeit als etwas Selbständiges, in sich Vollendetes aufzufassen, worin die Harmonie des Körpers begründet sei. Im Uebrigen lehnten sie sich an die Auffassungen an, wie sie damals bei den Griechen vielfach hervortraten oder auch in Geheimkulten überliefert wurden. Danach tritt die Seele von außen her in den Leib als etwas ihm Fremdes ein, und zwar zur Strafe für vorzeitliche Vergehen. Der Leib ist das Gefängniß für die gefesselte Seele; die Verbindung zwischen Leib und Seele ist widernatürlich, gewaltjam. Nach dem Tode tritt die Vergeltung ein für das abgelaufene Leben, je nachdem es gut oder böse gewesen ist.

Bei den nun folgenden griechischen Philosophen tritt bereits die Schwierigkeit hervor, welche bis in unsere Gegenwart hinein auf dem Gebiete der Psychologie in einer für Viele beängstigenden Weise umhergeistert. Wie kann eine ihr eigenes Sein besitzende Substanz mit dem Leibe so innig vereinigt sein, wie das thatsächlich beim Menschen der Fall ist?

Bei Plato hat die Lehre von der Seele zuerst eine geordnete Durchführung gefunden. Bei ihm spitzt sich aber auch die so eben erwähnte Schwierigkeit in schroffster Weise zu. Von den sogenannten drei Seelen, welche Plato im Menschen anerkennt, ist nur die höchste, die Vernunftseele, „Seele“ im eigentlichen Sinne des Wortes. Sie ist, wie unser Philosoph wörtlich sagt, „dasjenige Besitztum des Menschen, welches von Natur dazu bestimmt ist, das Böse zu fliehen, dagegen aber dem höchsten Gut nachzuforschen und dasselbe zu ergreifen“. Das Wesen der Seele ist Selbstbewegung. Diese ihre Wesensbethätigung dient vor allem der Erkenntniß des Wahren. Die Fähigkeit zum Erkennen des Sinnlichen wie des Ewigen besitzt die Seele von Natur; in dem Gebrauche dieser Fähigkeit ist sie vielfach durch den Einfluß des Leibes gehindert. Dieser Drang zum Erkennen ist ein Ausfluß der Idee des Guten, überhaupt der Ideen, mit denen ja die Seele wesensverwandt ist. Da die Erkenntniß, für welche der Mensch bestimmt ist, eine rein geistige ist, so erscheint der Leib als ein Hinderniß, ein Unglück. Von der Auffassung des Verhältnisses von Leib und Seele als einer natürlichen Einheit kann keine Rede sein. Der Einzug der Seele in den Leib beruht auf einem Falle der Seele aus früherer idealer Höhe. Wie sie vor dem Leibe existirte, so wird sie noch nach Abstreifung des Leibes als ein einfaches, unstoffliches Wesen ewig fortleben.

Plato übersieht nicht die innige Beziehung, in welcher die Seele zum Leibe steht, wenn er dieselbe auch wesentlich abschwächt. Aber für deren Erklärung weiß er nur unverständliche Worte vorzubringen. Seele und Leib bilden ein Nebeneinander oder vielmehr ein Ineinander zweier Substanzen, welche auf einander einwirken.

Auf Plato folgt Plato's großer Schüler Aristoteles. Die Lehre des Plato über die Substantialität, die Geistigkeit der menschlichen Seele hat er gefestigt, ohne sich aber dessen ungenügende Darstellung des Verhältnisses zwischen Leib und Seele zu eigen zu machen.

Nach Plato ist der Mensch eine gewaltjame, unnatürliche und darum äußerliche Verbindung zweier Substanzen. Nein, sagt Aristoteles, dies entspricht nicht dem thatsächlichen Befunde. Diesem gemäß ist der Mensch vielmehr Ein Wesen aus Einem Guße. Es ist dem Leibe ganz natürlich, mit der Seele verbunden zu sein, und der Seele ganz natürlich, mit dem Leibe verbunden zu sein; und zwar sind sie verbunden zu Einer Natur, zu Einer Substanz, zu Einer Wesenheit, wie zwei Theile zu Einem Ganzen.

Gemäß der platonischen Auffassung verhält sich die Seele zum Leibe wie ein Gefangener zu seiner Gefängniszelle, wie ein Hausbewohner zu seinem Hause, wie ein Schiffer zu seinem Schiffein.

Nach des Aristoteles' Auffassung verhält sich die Sache ganz anders. Bevor Seele und Leib irgendwie in die ihnen eigenthümlichen Thätigkeiten eintreten, sind sie zu Einer Substanz geeint. Der Leib ist an sich nicht todt, er lebt, er ist beseelter Leib. Und diese Eine Substanz, Mensch genannt, bestehend aus Leib und Seele, ist die Eine Unterlage, das Eine Subject, die Eine Ausgangsbasis menschlicher Thätigkeit. Der Leib beherbergt also nicht nur Lebendiges; er selbst ist lebendig durch die Seele. Und die Seele thut nicht etwa bloß ihre Kraftwirkung mit der Kraftwirkung des Leibes zusammen; vor jeder Kraftwirkung gibt sie sich selbst dem Leibe hin und bildet mit ihm Eine Substanz.

Dies ist nun der Gedanke, der von Aristoteles genauer formulirte Gedanke, welcher von der Wissenschaft der christlichen Denker, von einem hl. Augustinus und später von einem hl. Thomas aufgegriffen, geläutert, in folgerichtigem Schlußverfahren weiter entwickelt wurde, der Gedanke der Natureinheit, des substantziellen Eins im Menschen.

Die Gründe für diese vollendete Einheit im Menschen hatte Aristoteles bloß angedeutet. Im Mittelalter hat man allen Fleiß darauf verwendet, diese Gründe zu entwickeln; man entnahm dieselben der dreifachen Lebenssphäre, der organischen, der sinnlichen, der vernünftigen.

Was zunächst das Leben der organischen Entwicklung, der Ernährung, überhaupt das organische Leben betrifft, so machte man darauf aufmerksam, wie alle Thatfachen darauf hindeuten, daß dieses Leben weder von der Seele allein, noch von der Materie allein ausgehe, daß es vielmehr ausgehe von der Einen Substanz, welche sowohl die Seele, als auch den Leib einschließt.

An zweiter Stelle wurde das sinnliche Erkenntnißleben in Betracht genommen. Dieses Leben wird nicht vollbracht durch Verwendung physical-chemischer Prozesse, wenngleich es auch derartiger Prozesse als Einleitung und Begleitung, sowohl in den äußern Organen und Nerven, als auch im Gehirn nothwendig hat. Jedes Erkennen ist in sich von jedem Naturproceß, mag es nun ein rein mechanischer, oder elektrischer, oder thermischer, oder chemischer sein, wesentlich verschieden. Aber deshalb darf man keineswegs die Sinneserkenntniß des Menschen als eine Thätigkeit der Seele allein ausgeben. Diese Thätigkeit ist allerdings ein Act; aber es ist ein Act der einen Menschensubstanz, welche aus Seele und Stoff besteht. In richtiger Würdigung dieser Thatfache haben die mittelalterlichen Denker ausdrücklich anerkannt, daß die Beschaffenheit und sogar die Masse des Gehirns für das Sinnesleben von eingreifender Bedeutung sei.

Zum Sinnesleben tritt als drittes das Vernunftleben hinzu. Gemäß dem Zeugniß unjeres Selbstbewußtseins ist das Denken in ähnlicher Weise eine Thätigkeit des Menschen, wie die sinnliche Wahrnehmung. Das Denken ist nun wohl, wie bereits betont wurde, ein Proceß, der wegen seiner reinen Geistigkeit nur von der Seele und in keiner Weise vom Leibe ausgeht. Aber trotzdem muß das Denken, welches sich im Menschen vollzieht, als eine menschliche Thätigkeit bezeichnet werden. Das Denken, wie es sich im Menschen vorfindet, besitzt eine bestimmte Art, wodurch es sich von der Denkhätigkeit eines reinen Geistes, wie der Engel ist, wesentlich unterscheidet. Ein reiner Geist trägt alles, was zum Denken erforderlich ist, in seiner Natur; der menschliche Geist hingegen muß sich der Sinneswelt zuwenden, um dort sozusagen das Material erst zu finden, dessen er zur Ideenbildung, zur Feststellung allgemein gültiger Gesetze bedarf. Wie die Erkenntnißthätigkeit im Menschen von Natur aus ein Gemisch ist von Geistigem und Sinnlichem, so hat auch das menschliche Streben, das menschliche Gemüth, die menschliche Arbeit als natur-

entsprechendes Object, das Geistige im Sinnlichen, das Ewige im Zeitlichen. Das ist der Mensch! Darum belehrt uns der hl. Thomas im Sinne des Aristoteles, daß es für die menschliche Seele ganz natürlich sei, sich in der Verbindung mit dem Leibe zu befinden. Und da von der andern Seite auch das sinnliche Element im Geistigen eine naturnothwendige Ergänzung findet, so haben wir im Menschen die Eine Natur, die Eine Substanz in Einem Guß. Leib und Seele sind Theile Eines Wesens. Und der hl. Thomas trägt kein Bedenken, zu behaupten, daß im Menschen durch die Verbindung von Leib und Seele eine intimere Einheit erzielt wird, als in dem Atom eines chemischen Elementes vorhanden ist. Dem Aquinaten kommt das Verdienst zu, diese Wahrheit in klarster und umfassendster Weise hervorgehoben zu haben. Gemäß dieser Auffassung ist der Mensch weder Thier noch Geist, noch auch ein bloßes Zusammensein von Thier und Geist. Er ist ein vergeistigtes Sinneswesen eigenthümlicher Art, seine Thätigkeit ist incarnirte Geistesthätigkeit, Geistiges in Leibesgestaltung.

Dies ist nun auch die Auffassung, welche in der Wissenschaft Jahrhunderte lang, man darf wohl sagen die Herrschaft behauptete. Dann brach die „neue Zeit“ an.

Nach der großen Revolution auf religiösem Gebiete, welche im sechszehnten Jahrhunderte stattfand, erwachte bald auch auf wissenschaftlichem Gebiete der Trieb, an allem Hergebrachten zu rütteln. Alles Alte gerieth in Mißcredit; und überall glaubt man, an die Stelle des Alten Neues setzen zu müssen.

So geschah es denn auch mit der Wahrheit, die uns beschäftigt. Man wollte von der Natureinheit, von der Substanz Einheit im Menschen schon darum nichts mehr wissen, weil sie eben aristotelisch sei. Und was setzt man an ihre Stelle? Hier erblicken wir ein Meer der verschiedenartigsten Auffassungen.

Da haben wir den Cartesius, der die Seele zu einem Maschinendirector macht; Malebranche, der sich Leib und Seele wie zwei von einander unabhängige Uhren vorstellt, welche unmittelbar von Gott im übereinstimmenden Gange gehalten werden; Leibniz mit seiner prästabilirten Harmonie, Leclerk mit seinem mediator plasticus usw.

Alle derartige Aufstellungen neuerer Denker kommen darin überein, daß Leib und Seele als zwei fertige Substanzen aufzufassen seien, die zu einander in mehr oder minder intimern Beziehungen stehen, dabei aber ebensowenig eine Substanz ausmachen, wie der Reiter mit seinem Pferde. Alle insgesammt sind im Grunde weiter nichts, als ein Zurückgleiten auf den alten Standpunkt Plato's, welchen Aristoteles siegreich überwunden hatte.

Eine besondere Beachtung verdient der sogenannte Vitalismus. Hier wird der Name „Seele“ vielfach nur noch als ein Hilfsausdruck beibehalten. Alle Erscheinungen des menschlichen Lebens werden von der „Lebenskraft“ hergeleitet. Wenn man aber fragt, was man unter der „Lebenskraft“ zu verstehen habe, so geben uns die Vitalisten weit auseinandergehende Antworten, welche sämmtlich bekunden, daß man mit diesem Worte nicht weiter gekommen ist. Die Anhänger des Vitalismus kehren im günstigsten Falle zum platonischen Dualismus zurück. Meist aber verlieren sie sich in Pantheismus, in Scepticismus, oder gar in Materialismus, wie beispielsweise der jüngst verstorbene Wiener Universitäts-Professor Theodor Meynert. Wilhelm Wundt, Universitäts-Professor in Leipzig, sagt: „Unsere Seele ist nichts anderes als die Summe unserer eigenen Erlebnisse selbst, unseres Vorstellens, Fühlens und Wollens, wie es sich im Bewußtsein zu einer Einheit zusammensügt.“ Dies insbesondere ist die Auffassung, welche die Socialdemokraten von Universitäts-Professoren beziehen und mit logischer Consequenz weiter verarbeiten.

Solche Dinge muß die Wissenschaft, welche die Wahrheit sucht und an der Wahrheit festhält, zurückweisen. Eben so thatächlich, wie es ist, daß das Menschenleben bis

in die Sinneswahrnehmung hinein materielle Vorgänge in sich schließt, eben so thatsächlich ist es, daß das Sinnesleben von allem, was von bloßem Stoff ausgeht, wesentlich verschieden ist, daß also die Ausgangsbasis desselben neben der materiellen Seite eine Bestimmtheit in sich tragen muß, die nicht als Modification der Materie anhaftet, sondern substantziell wesenhaft ist; eben so thatsächlich ist es ferner, daß sich im Menschenleben ein höheres Denken, ein freies ideales Streben bethätigt.

Also Rückkehr zur Psychologie eines Aristoteles, eines Thomas von Aquin! Diese Rückkehr bedeutet das Hochhalten zweier bedeutungsvoller Wahrheiten. Die erste ist die Substantialität der menschlichen Seele. Die zweite ist die substantzielle Wesenseinheit von Leib und Seele.

Unter anderm machte der Vortragende darauf aufmerksam, daß diese im Sinne des hl. Thomas aufgefaßte Einheit von Leib und Seele im Menschen ein durchaus berechtigtes Postulat der modernen (physiologischen) Psychologie sei.

Den Schluß bildete der Satz: „Wenn wir uns heute vergegenwärtigt haben, welchen Werth diese Lehre für die Menschheit besitzt, dann werden wir es dem hl. Vater besonders danken, daß er uns eingeladen hat, uns auch der Seelenlehre der frühern Jahrhunderte wieder recht bewußt zu werden.“

Dann folgte noch ein Vortrag des Herrn Dr. M. Baumgartner über Alanus von Lille, sein Leben und seine Werke<sup>1)</sup>.

Fast unmittelbar an die Sitzung der philosophischen Section schloß sich die zweite allgemeine Sitzung an, welche Herr Professor Dr. v. Funk (Tübingen) mit einem Nachruf an Bischof v. Hefele, das verstorbene Mitglied des Ehren-Präsidiums der Görres-Gesellschaft, eröffnete. (Vgl. den Wortlaut unten Nr. V.) Dann sprach Prof. Dr. Stölzle (Würzburg) über Karl Ernst v. Baer's Stellung zum Gottesbegriff<sup>2)</sup>.

Schon die Ermittlung der äußern Lebensverhältnisse großer Männer interessirt uns, noch mehr ist das der Fall bei dem Seelenleben derselben. Nicht müßige Neugier, sondern innerer Drang treibt uns, zu wissen, ob wir mit einem über das Gewöhnliche hinausragenden Manne in den excitirendsten Fragen der Weltanschauung übereinstimmen oder nicht. Durch die Uebereinstimmung werden wir in unserer Weltansicht bestärkt, bei der Abweichung suchen wir nach dem Uebereinstimmenden. So entsteht oft ein Kampf um einen solchen Heroen der Menschheit, indem er bald von dieser, bald von jener Weltanschauung in Anspruch genommen wird. Mittelpunkt eines solchen Streites ist auch der große Naturforscher K. E. v. Baer geworden. Welcher Art ist seine Weltansicht? Baer wird vielfach wie ein Anhänger theistisch-christlicher Weltanschauung citirt. Dagegen hat sich besonders nach seinem Tode Widerspruch erhoben. Um über die Weltansicht Baer's zur Klarheit zu kommen, habe ich es unternommen, unter Heranziehung des Gesamtschriftthums Baer's, ausschließlich seiner russischen Schriften und an der Hand handschriftlicher,

<sup>1)</sup> Herr Dr. B. hat seitdem mit Unterstützung der Gesellschaft eine wissenschaftliche Reise behufs Fortsetzung seiner Untersuchungen über Alanus von Lille angetreten.

<sup>2)</sup> Da vorstehende Abhandlung nur ein Auschnitt aus der größern, demnächst erscheinenden Arbeit des Verfassers „Die Welt- und Lebensanschauung K. E. v. Baer's“ darstellt, so wird an dieser Stelle bloß eine kurze Inhaltsangabe des Vortrags gegeben.

von Baer's Enkel, Herrn Dr. May v. Lingen, Oberlehrer in Petersburg, gütigst überlassenen Aufzeichnungen Baer's eine Darstellung und Würdigung der Welt- und Lebensanschauung R. G. v. Baer's zu versuchen, die ihrer Vollendung entgegen geht. Am schnellsten und bündigsten wird über v. Baer's Weltanschauung das Capitel orientiren, das den Gottesbegriff R. G. v. Baer's zum Gegenstande hat.

Doch mit welchem Rechte fordere ich die Aufmerksamkeit für R. G. v. Baer? Einige wenige Notizen über R. G. v. Baer werden es rechtfertigen, warum wir für den Gottesbegriff R. G. v. Baer's das Interesse der Zuhörer in Anspruch nehmen dürfen. R. G. v. Baer war Naturforscher, aber nicht in dem gewöhnlichen Sinne, daß wir darunter bloß einen sorgfältigen Beobachter und Registrator der Naturerscheinungen zu verstehen haben; er war auch das, aber er war noch mehr; er begründete durch seine Entdeckung des thierischen Eies und durch die meisterhafte Beschreibung der Entwicklungsstadien, die dasselbe in verschiedenen Thierklassen durchläuft, einen neuen Wissenszweig, die Embryologie und Entwicklungslehre. Außerdem verdanken ihm auch noch andere Wissenszweige, wie Zoologie, vergleichende Anatomie, Anthropologie, Ethnographie, Geographie, werthvolle Bereicherung und weitreichende Anregungen, um von seinen exacten historischen und selbst philologischen und bibliographischen Arbeiten nichts zu sagen. Dazu kommt, daß Baer bei aller Beobachtung und Erforschung des Einzelnen nie den Blick auf's Ganze, auf's Allgemeine verlor. Er war also auch ein wahrhaft philosophischer Kopf. Kein philosophisches Problem von irgend welcher Bedeutung bleibt bei ihm unberührt. Außerdem ist Baer verehrungswürdig durch rührende Bescheidenheit und Selbstlosigkeit bei aller Größe, verehrungswürdig durch sein hohes Alter. Diese wenigen Striche mögen genügen, uns Theilnahme einzulößen für die Art und Weise, wie ein Mann von solcher Größe sich zu einem der wichtigsten Probleme, dem Gottesbegriffe, stellte.

Zuvor sei die Bemerkung gestattet: Es war eine für Baer sein ganzes Leben durch feststehende Ueberzeugung, die Welt ist nicht das Product des Zufalls, nicht das Resultat blind wirkender physikalisch-chemischer Kräfte, sondern das Werk einer *πρόνοια*.

Weniger erquicklich ist das Bild, das eine Prüfung von Baer's Stellung zum Gottesbegriff entrollt. Wir haben drei Gedankenkreise zu unterscheiden, die in Baer mit einander ringen, den theistisch-christlichen, den agnostischen und den pantheistischen, und zwar lösen dieselben nicht etwa einander chronologisch ab, sondern sie laufen neben einander her, bald die eine Auffassung, bald die andere mehr in den Vordergrund tretend. Wir möchten fünf Phasen unterscheiden. Zuerst bemerken wir bei Baer ein Schwanken zwischen Theismus und Pantheismus, daneben machen sich agnostische Gedankengänge geltend, um endlich den Theismus ganz zu verdrängen zu Gunsten des Pantheismus. Dieser behält aber schließlich doch nicht den Sieg, indem ein erneutes Schwanken zwischen Pantheismus und Theismus schließlich mit der Rückkehr Baer's zum Theismus endet. Für diese Unterscheidung in die fünf Phasen: a) Schwanken zwischen Theismus und Pantheismus, b) Agnosticismus, c) Pantheismus, d) Schwanken zwischen Pantheismus und Theismus, e) Rückkehr zum Theismus, wurden aus Baer's Schriften und handschriftlichen Notizen sowie aus Nachrichten Dritter über Baer die Nachweise einzeln erbracht und gleichzeitig in dem erkenntnistheoretischen Standpunkte Baer's sowie in seiner einseitig starren Naturauffassung und irthümlichen Orientirung über den theistisch-christlichen Gottesbegriff die Gründe seiner verschiedenen und schwankenden Gottesauffassung aufgezeigt. Die Thatsache der Rückkehr Baer's zum Theismus wurde durch authentische Zeugnisse erhärtet und Baer gegen den Vorwurf des Obscurantismus in Schutz genommen. Der Redner schloß mit dem Gedanken: „Möge der Entwicklungsgang eines solchen Heros der Naturwissenschaft, wie ihn Baer vom Pantheismus zum Theismus genommen hat, vorbildlich für die Zukunft deutscher Speculation sein. Denn nicht die Unpersönlichkeit Gottes kann, wie A. Drews am Schluß seines ge-

lehrten Werkes: »Die deutsche Speculation seit Kant mit besonderer Rücksicht auf das Wesen des Absoluten und die Persönlichkeit Gottes. Berlin 1893.« Bd. II. p. 617, behauptet, das Grunddogma der Religion der Zukunft sein. Vielmehr erblicken wir nur in der entschiedenen Rückkehr zu dem Glauben an den lebendigen, persönlichen Gott, der alles vorherbestimmt hat, wie für den Einzelnen so für die Gesamtheit, für den mühsam arbeitenden Tagelöhner ebenso wie für den auf den Höhen der Gesellschaft wandelnden Gelehrten und Staatsmann das Heil und die Rettung der Zukunft.“

Telegraphische Begrüßungen waren mittlerweile eingetroffen von Mitgliedern in Luzern „an die am Grabe des hl. Kaisers Heinrich tagende Versammlung der um die christliche Wissenschaft hochverdienten Gesellschaft“; ferner ein Telegramm aus Hildburghausen, dessen Absender, „um Aufnahme bittend, der Gesellschaft ein kräftiges Vivat, floreat, crescat zuruft, in der Hoffnung auf baldige Bildung der Naturwissenschaftlichen Section“.

Der Vorsitzende, Frhr. v. Hertling, sprach hierauf dem wiederum anwesenden Herrn Erzbischof, dem Local-Comité, der Stadt, den Rednern und den Zuhörern seinen Dank aus, worauf ein warmes Abschiedswort des Herrn Erzbischofs die Verhandlungen der 16. General-Versammlung der Görres-Gesellschaft beschloß.

Kurz nach 3 Uhr begann das von etwa 70 Herren besuchte Abschiedessen im Bamberger Hof. Der Herr Erzbischof, der auch bei dieser Gelegenheit erschien, gedachte unter nochmaligem Ausdruck seiner warmen Sympathie für die Görres-Gesellschaft der drei Autoritäten, deren eine Versammlung katholischer Gelehrter in Bamberg naturgemäß zu gedenken hat: des Schuhherrn der katholischen Wissenschaft auf dem heil. Stuhle, des Prinz-Regenten, dessen Land Oberfranken zu seinen schönsten Perlen zählt, des Kaisers, der die Spitze des weitem Vaterlandes bildet. Reichsrath v. Hertling widmete sein Glas dem Herrn Erzbischof. Er erinnerte daran, daß von 16 bisherigen Versammlungen der Gesellschaft nicht weniger als 13 in Bischofsstädten stattgefunden haben, nicht bloß wegen des Glanzes, der von den Würdenträgern unserer Kirche ausstrahlt, nicht bloß, weil diese Städte gleichzeitig die bevorzugten Stätten alter Cultur und geistigen Lebens auf christlicher Grundlage zu sein pflegen, sondern auch aus der Erwägung heraus: eine Gesellschaft wie diese muß ihre Thätigkeit im engsten Anschluß an die kirchliche Autorität üben, sonst würde sie, namentlich in der kirchenpolitisch so trüben Zeit ihrer Gründung, vom katholischen Volke gar nicht begriffen und anerkannt worden sein. Lyceal-Professor Weber nahm die Bamberger Sitzungen des socialen Cursum, der „Volks-Universität“ zum Ausgangspunkt; jetzt sind die wirklichen Professoren und Doctoren in die Frankenstadt gekommen, nicht um

Standes=Interessen oder politische Fragen mit einander zu erörtern, sondern um gemeinsam der Wissenschaft und mit ihr der Kirche zu dienen. Es freut uns Bamberger, den Trägern bekannter Namen die Hand drücken zu können, mit denen wir einig sind in den Grundsätzen, im Ziel und in den Mitteln, und diese Einigkeit wirkt auch erfreuend und stärkend zurück auf das katholische Volk. Sein Trinkspruch galt der Görres=Gesellschaft als einer Centralstelle für katholische Wissenschaft in Deutschland. Unmittelbar nach ihm erhob sich nochmals der Herr Erzbischof, um der ausländischen Gäste aus Oesterreich und der Schweiz, aus Holland und Belgien zu gedenken. In herzlichen Worten sprach Prälat Dr. Hülskamp (Münster) seine Freude aus, wieder ein Mal die blau=weißen Pfähle zu sehen, das treue katholische Baiernland, Bamberg besonders, wo er vor gerade einem Vierteljahrhundert der Katholiken=Versammlung von 1868 beivohnte, die zum ersten Mal den Fürsten Löwenstein zum Versammlungs=Commissar wählte. Sein Hoch galt Baiern, der Erzdiocese und Stadt Bamberg und ihrem liebenswürdigen und eifrigen Local=Comité.



## II. Ueber die Aufgaben der katholischen Wissenschaft und die Stellung der katholischen Gelehrten in der Gegenwart.

Rede zur Eröffnung der 16. General-Versammlung der Görres=Gesellschaft  
von Dr. Frhr. v. Hertling.

Ew. Excellenz! Hochansehnliche Versammlung!

Seitdem wir in Bamberg eingezogen sind, stehen wir unter dem Eindruck der großartigen historischen Erinnerungen, die sich an die Stadt knüpfen. Von dem Grabmal Kaiser Heinrich's schweiften unsere Gedanken weit zurück in ferne Jahrhunderte, Bilder vergangener Zeiten steigen in uns auf, und der Vergleich der Gegenwart mit der Vergangenheit ist geeignet, eine wehmüthige Sehnsucht in uns zu erwecken. Wir gedenken der Zeit, da die kirchliche Einheit unzerrissen unser Vaterland umschloß, da die großen Gewalten, Kirche und Staat, Papst und Kaiser, vereint den gemeinsamen gleichmäßig erkannten Endzielen nachstrebten, da kein feindseliger Gegensatz Wissenschaft und Glaube trennte, da der katholische Gelehrte nicht gleichsam jeden Tag erst seine Existenzberechtigung zu beweisen hatte, sondern von der allgemeinen Ordnung des Lebens getragen wurde.

Ich untersuche nicht, ob diesem Bilde der Vergangenheit, das wir uns gern ausmalen, die Wirklichkeit jemals völlig entsprach, ob jemals und irgendwo das goldene Zeitalter realisirt war. Es möge das Bild so in unserer Seele stehen, wie ein schöner Traum, zu dem wir zurückkehren, wenn wir das Auge vor der rauhen Gegenwart verschließen. Und, wie dem auch sei, es fehlt doch nicht an Zügen der Uebereinstimmung, die uns mit jenen

frühern Tagen verbinden, an Anknüpfungspunkten zwischen den katholischen Gelehrten der Gegenwart und denen des Mittelalters. Da ist vor allem die Uebereinstimmung des Ausgangs und der Grundlage. Auch wir katholische Gelehrte des neunzehnten Jahrhunderts sind überzeugt, daß zwischen Wissen und Glauben kein Gegensatz besteht, sondern beide dazu bestimmt sind, einander in inniger Harmonie zu durchdringen. Wir sind überzeugt, daß es keine zweifache Wahrheit gibt und geben kann. Gott ist die Quelle aller Wahrheit; Er hat zu uns gesprochen durch die Propheten und den fleischgewordenen Logos; Er spricht zu uns in dem Lehramte der Kirche, aber nicht minder auch in den Gesetzen der Logik, an die wir uns zu halten haben, wo wir nach der Erkenntniß der natürlichen Wahrheiten streben. Und weil Gott sich nicht widersprechen kann, darum kann es keinen Gegensatz geben zwischen übernatürlicher und natürlicher Wahrheit, zwischen den Lehren der Offenbarung und dem, was ernste, aufrichtige, den Gesetzen der Logik und den Regeln der Methodologie folgende Wissenschaft zu Tage fördert. Wir sind nicht minder einig mit den Männern der Vergangenheit in den letzten Zielen, denn wie sie, so wollen auch wir das Licht der aus dem Glauben fließenden höhern Erkenntniß in alle Gebiete menschlicher Betätigung hineinführen. Mit ihnen erachten wir es als Pflicht, daß, seitdem das Licht aufgegangen ist über Jerusalem, auch die Männer der Wissenschaft in demselben wandeln sollen.

Aber auf der andern Seite, m. H., wie verschieden sind die Richtungen der heutigen gelehrten Thätigkeit, und dementsprechend die concreten Aufgaben der katholischen Wissenschaft in der Gegenwart, von den Aufgaben, die den Gelehrten der frühern Jahrhunderte, die den großen Denkern des Mittelalters zugefallen waren. Die christliche Wissenschaft der vergangenen Jahrhunderte hatte vorzüglich die Aufgabe, den überlieferten Stoff in den christlichen Gedankenkreis einzuarbeiten und mit Hülfe dieses Materials das System der Glaubenswissenschaft auszugestalten. So verfahren die ersten Begründer der kirchlichen Wissenschaft, so die großen Väter des dritten Jahrhunderts, so die Scholastiker. Die Ueberreste der antiken Cultur wurden unter der Leitung der Vorsehung zu den werthvollsten Hilfsmitteln für die christliche Wissenschaft, zu Bausteinen, aus denen die Dome mittelalterlicher Gelehrsamkeit aufgeführt werden sollten. Unsere Zeit bringt andere Aufgaben. Es handelt sich heute nicht so sehr um Einarbeitung und systematische Ausgestaltung des Ueberlieferten, sondern um Neuforschung, um Bereicherung und Erweiterung der Erkenntniß. Es ist die Naturwissenschaft und die historisch-kritische Forschung, auf welche das Interesse und die angespannte Arbeit unserer Tage in erster Linie gerichtet sind. Diesen veränderten wissenschaftlichen Zielpunkten entsprechend, ergibt sich demgemäß auch eine Verschiebung unserer Stellung, oder richtiger gesagt, es erwachsen uns von hier aus neue, wichtige Aufgaben.

Was die Naturforschung betrifft, so hat man oft genug den Conflict überschätzt, der aus den Entdeckungen und Erfindungen und den Errungenschaften der exacten Forschung für das gläubige Gemüth sich ergeben müsse. Richtigere Erkenntniß hat hier immer zu der Einsicht geführt, daß von wirklichen Conflicten, von Widersprüchen und Gegensätzen nicht die Rede sein kann. Wir mögen ja begreifen, daß die großen Entdeckungen eines Copernicus, eines Keppler und Galilei, da sie das Ptolemäische Weltssystem in Trümmer schlugen, auch manches gläubige Gemüth ängstigten. Aber nicht lange, und man lernte einsehen, daß nichts von dem, was zum wesentlichen Inhalt der christlichen Religion gehört, daß insbesondere ihre unentbehrliche Voraussetzung, die theistisch-teleologische Weltansicht in nichts durch jene Umgestaltung der hergebrachten Vorstellungswelt berührt werde. Wir glauben nicht mehr, daß der Fixsternhimmel wie eine Hohlkugel unser Weltgebäude abschließt und zusammenfaßt und zwischen ihm und unserer im Mittelpunkte gelagerten Erde die Planeten, eingespannt in vielfache bewegliche Sphären, ihre Kreise ziehen, — aber uner-schütterlich steht die Ueberzeugung, daß Fixsterne und Planeten am Finger des Allmächtigen laufen. Aehnlich hat man in unserer Zeit vermeint, daß die sog. Entwicklungslehre, der

Darwinismus, dem Christenthum, ja allem Gottesglauben die letzte Wurzel der Lebenskraft abschneiden werde. Aber es war wiederum nur ein erstes Erschrecken oder eine voreilige Täuschung. Denn, hochansehnliche Versammlung, wenn wir auch wüßten — was wir nicht wissen, — daß die ganze Fülle des heutigen Naturlebens aus wenigen einfachen Urformen entstanden wäre; wenn wir selbst wüßten — was wir nicht wissen und niemals wissen können —, daß die ersten Keime organischen Lebens aus dem zufälligen Zusammentreffen von Kohlenstoff- und Wasserstoff-Atomen entstanden wären, — hätten wir damit den Anfang des ganzen Weltprocesses ergründen können? Stände nicht am Anfange der gesammten Weltbewegung die spontane That der schöpferischen Ursache? Wäre nicht sie es nach wie vor, die dem Weltenlaufe seine Bahnen vorgezeichnet, die den Naturgesetzen ihre zwingende Kraft verliehen hat? Niemals brauchen wir zu fürchten, daß von wirklicher Bereicherung des Wissens auf dem Gebiete der Natur der christlichen Wahrheit eine Gefahr entstehen könnte. Hier ist die Bahn frei für jede unbefangene Forschung, und wir können nur wünschen, daß auch katholische Gelehrte, mehr als bisher, auf derselben laufen, daß sie im Wettkampf mit den übrigen an der Erweiterung unserer Erkenntniß arbeiten mögen. Denn wie anders auch das Bild der Natur im Großen und Einzelnen durch die Forschung der Neuzeit sich gestalten möge, die geschaffene Natur wird nicht aufhören, wie sie es von Anbeginn an that. Zeugniß abzulegen für die Herrlichkeit des unsichtbaren Gottes.

Die historisch-kritische Forschung will die Glaubwürdigkeit des Ueberlieferten prüfen, und sie hat, wir leugnen es nicht, manches früher als glaubwürdig Hingenommene als Legende erwiesen. Aber auch hier gilt wiederum, daß der christliche Glaube die Ergebnisse wirklicher Wissenschaft nicht zu scheuen hat. Möchten daher nur katholische Gelehrte in vermehrter Anzahl sich der Bibelforschung, der Patristik, der christlichen Urgeschichte zuwenden, um irrige Folgerungen zu beseitigen, welche von Gegnern gezogen werden, und den wissenschaftlichen Leistungen der Letztern ebenbürtige Arbeiten an die Seite zu setzen. Dies führt sogleich auf einen zweiten Punkt. Weit mehr als auf dem Gebiete der Naturwissenschaft kommt auf dem der Geschichte der Standpunkt des Forschers zur Geltung. Wir müssen eben unterscheiden zwischen der Forschung im engern Sinne und der Geschichtschreibung, zwischen der Feststellung des Thatächlichen und der Erklärung und Gruppierung der Thatfachen, — der lebensvollen Ausgestaltung der mit Hülfe der historischen Kritik gesicherten Ueberlieferung. Was die Forschung im engern Sinne betrifft, die Prüfung der Quellen, die Constatirung des wirklich Geschehenen, da gibt es keine katholische und keine protestantische Wissenschaft, da gibt es nur die allgemein gültigen Regeln aller Wissenschaft, da sind allein die Gesetze der Logik und der wissenschaftlichen Methodologie maßgebend, von deren letzter, tiefster Quelle ich zuvor gesprochen habe. Aber in der Erklärung und Zusammenstellung der Thatfachen, in der Ausgestaltung der Bilder der Jahrhunderte an der Hand der Forschung, da darf, da muß der Standpunkt des Forschers zum Ausdruck kommen. Wo wir die Ereignisse miteinander in Verbindung bringen, wo wir Motive prüfen, wo wir Thaten abschätzen, können wir nicht absehen von den ewigen und unwandelbaren Normen der göttlichen Wahrheit, können wir die Ueberzeugungen nicht bei Seite setzen, die uns am tiefsten und nachhaltigsten bestimmen. Wir Katholiken urtheilen über die Reformation des sechszehnten Jahrhunderts anders, als unsere getrennten, der Reformation anhängenden Brüder. Wie sollte es auch anders sein? Es gibt keine ganz objective Geschichtsdarstellung, wie oft dies auch von unsern Gegnern uns gegenüber hervorgehoben werden mag. Jeder Historiker trägt seinen eigenen Standpunkt nothwendiger Weise mit in die Betrachtung hinein. Und wenn wir nicht überhaupt daran zweifeln wollen, daß es absolute Wahrheiten gibt und für Alle gültige Normen der sittlichen Werthschätzung, wenn wir uns nicht ganz und gar auf den Boden einer lediglich relativistischen Denkweise stellen wollen, die zuletzt in dem ödesten Scepticismus ausmündet, — so werden wir es auch als unser Recht

in Anspruch nehmen, die Geschichte vom katholischen Standpunkte aus zu betrachten und zur Darstellung zu bringen.

Soll ich dann noch kurz ein Wort über die Aufgabe der Philosophie in der Gegenwart sagen, so knüpfe ich zunächst an das über die Naturforschung Bemerkte an. Ich habe darauf hingewiesen, daß wir keinen Grund haben, zu fürchten, es könnten aus der Bereicherung der Naturerkenntniß durch die exacte Forschung dem kirchlichen Glauben Gefahren und Schwierigkeiten erwachsen. Aber eine Gefahr droht allerdings von der ausschließlichen Beschäftigung mit den experimentellen Wissenschaften, und zu ihrer Beseitigung ist die Philosophie in unsern Tagen ganz besonders berufen. Die einseitige Beschäftigung mit der Naturforschung erzeugt eine Richtung, die man als Positivismus zu bezeichnen pflegt, erzeugt und fördert eine Denkweise, die lediglich dem, was innerhalb der Grenzen sinnlicher Erfahrung liegt, was sichtbar und greifbar ist, Erkennbarkeit in wissenschaftlichem Sinne beimißt. Wenn wir einen Blick in die frühern Jahrhunderte werfen — und ich meine hier nicht das christliche Mittelalter, sondern die antike Welt —, wenn wir uns an Plato erinnern, so tritt uns die veränderte Denkweise deutlich vor Augen. Für Plato und für die seinen Spuren folgenden Denker war nicht das Sichtbare und Greifbare, nicht diese Welt materieller Dinge das wahrhaft Wirkliche, sondern vielmehr eine jenseitige Welt, die Welt der Ideen, von der diese irdische nur ein Schattenbild darstellt. Heutzutage dagegen ist in weiten Kreisen mehr oder minder ausdrücklich die Meinung verbreitet, als sei das Wirkliche allein das sinnlich Greifbare, als sei Wissenschaft nur innerhalb der unsern Sinnen zugänglichen Erfahrung zu finden. Diesem Positivismus gegenüber ist es die wichtigste Aufgabe der Philosophie der Gegenwart, den Glauben an die alte Metaphysik fest zu halten, immer wieder die Fähigkeit des Menschengenies zur Anerkennung zu bringen, über das Sichtbare und Greifbare hinauszugehen, nicht bei den bloßen Thatfachen, die unsere Sinne erfassen, stehen zu bleiben, sondern, indem wir nach den letzten Gründen dieser Thatfachen fragen, vorzudringen in eine jenseitige unsichtbare Welt. Dem Positivismus und Empirismus der Naturforscher gegenüber gilt es, stets auf's neue darauf hinzuweisen, daß die obersten Kriterien der Wahrheit nicht das Experiment, nicht der sinnliche Augenschein, sondern die Gesetze des Denkens sind.

In der Philosophie hat sich im Uebrigen der Zusammenhang mit den großen Denkern des Mittelalters — für uns wenigstens — enger erhalten, als auf den übrigen Gebieten des Wissens, denn wir halten fest an der philosophia perennis, an dem langsamen Anwachsen einer alle Zeiten umspannenden philosophischen Erkenntniß, zu der jedes Jahrhundert eine neue Schicht hinzufügt. Mit vollem Bewußtsein knüpfen wir an die mittelalterliche Philosophie an, an die Scholastik, und zumal dort, wo es sich um die Philosophie im Sinne einer Hülfswissenschaft für die Theologie handelt, wird man auf viele Generationen hinaus in dem h. Thomas v. Aquin den Führer und die werthvollste Stütze zu verehren haben. Aber es gibt in der Philosophie auch noch andere Aufgaben. In der Psychologie, der Erkenntnißlehre, der Ethik, der Sociologie, — auf allen diesen Gebieten winken auch den katholischen Forschern hohe Ziele, sind ihnen bedeutungsvolle Probleme gestellt, sollen wir, indem wir uns fest auf den Boden der Principien stellen, welche die Vorzeit hochhielt, gleichzeitig allen den Fragen nachgehen, welche Wissenschaft und Leben in unsern Tagen aufwerfen.

Meine Absicht, hochverehrte Versammlung, war, in Kürze anzudeuten, daß es eine katholische Wissenschaft gibt, daß wir uns zu dieser Wissenschaft bekennen, und daß wir die Ziele, die ihr in der Gegenwart gesteckt sind, als hohe und bedeutungsvolle in's Auge fassen. Darf ich jetzt noch ein Wort sagen über die Stellung des katholischen Gelehrten, so könnte vielleicht die hochgemuthete Stimmung, welche die vorangegangenen Erörterungen zu erwecken wünschten, in ihr Gegentheil umschlagen. Wir sind in der Minderheit.

Wie das gekommen ist, wir wissen es Alle. Da war zuerst die große abendländische Kirchenspaltung, die weite Kreise vom kirchlichen Lehramte löstrennte, da war sodann die englische, die französische, die deutsche Aufklärung, durch welche weggeschwemmt wurde, was die vom kirchlichen Lehramte geschiedene Wissenschaft noch an Resten gläubiger Ueberzeugung mitgeführt hatte. Ich bin weit entfernt, meine Herren, von der Mehrheit unserer heutigen Gelehrten zu sagen, daß sie keine Christen wären, daß sie sich consequent in bewußten Gegensatz gegen das Christenthum stellten. Sie können es gar nicht; denn die Cultur, auf der wir stehen, ist christlich, und die Luft, die wir einathmen, ist christlich, und der Menschengeist ist in seinen tiefsten Tiefen christlich, und wenn sie es nicht wollten, sie müßten für das Christenthum Zeugniß ablegen. Aber damit glaube ich Niemand zu verletzen, wenn ich sage: es ist die Mehrheit der Gelehrten in Deutschland nicht diejenige, die auf dem Boden des Offenbarungsglaubens steht. Es ist die Minderheit, die sich zur kirchlichen Ueberzeugung öffentlich bekennt, und sie trägt darum die Folgen, die sich überall an die Minderheitsstellung anschließen. Ich denke dabei viel weniger an die ungünstigen äußern Verhältnisse. Es ist ja wahr, es gab eine Zeit — ich weiß nicht, ob sie irgendwo noch besteht —, es gab eine Zeit, wo Mißgunst und Uebelwollen dem katholischen Gelehrten vom ersten Anfange seiner Laufbahn an entgegentrat, wo es schien, als ob die öffentlichen, aus Staatsmitteln unterhaltenen Lehrstühle für katholische Gelehrte nicht vorhanden seien. Aber ich schätze diese Verhältnisse nicht so hoch, denn hier fehlt es uns nicht an Mitteln des Kampfes und des Sieges. Hier ist der Punkt, wo die Politik einsetzt, hier haben wir Mittel in der Hand, um, wenn auch nicht mit einem Schlage, so doch allmählig unser Recht zu erkämpfen. Ich denke vielmehr an etwas anderes.

Man sagt, die Kunst geht nach Brod; aber weder der Künstler noch der Gelehrte können vom Brode allein leben. Der Künstler und der Gelehrte wollen für ihr stilles Schaffen die Anerkennung der übrigen und nicht nur die Anerkennung weiterer Kreise, sondern vor allen Dingen die Anerkennung Derer, denen sie Sachverständniß zuschreiben, die Anerkennung der übrigen Künstler, der übrigen Gelehrten. Und das, hochverehrte Versammlung, was auf uns als Minderheit drückt — und es muß ein Mal offen ausgesprochen werden —, ist der Umstand, daß man uns in den Kreisen der Mehrheit von vorn herein die Gleichberechtigung abspriecht. Es sind ja die Nuancen verschieden. Es gibt ja Fälle, wo ein katholischer Gelehrter auf einem, ich möchte sagen objectiven Gebiete, beispielsweise in irgend einem Zweige der Naturforschung, Erhebliches leistet, und weil dieses sein Forschungsgebiet in einem ganz entfernten Zusammenhang mit seinem gläubigen Standpunkt steht, die Anerkennung der Fachkreise findet. Ganz vorbehaltlos aber wird sie niemals sein, stets wird sie ein „aber“ begleiten. „Ein tüchtiger Forscher,“ wird es heißen, „wenn er nur nicht auf dem veralteten Standpunkt stände.“ Und dies, meine Herren, ist ein günstiger Fall. Ich weiß andere; ich weiß von Fällen, wo Männer der Wissenschaft, vom Idealismus der Jugend getragen, der Meinung sich hingaben, es könne ihnen ja gar nicht fehlen, und sie müßten im freien Wettbewerb zu den gleichen Erfolgen wissenschaftlicher Anerkennung gelangen wie ihre nicht auf gläubigem Boden stehenden Collegen. Sie sind der Täuschung bald inne geworden. Sie haben merken müssen, wie ihnen ein eiserner Wall sich entgegenstellte, in den sie nicht eindringen konnten. Sie haben erkennen müssen, daß man sie als gar nicht vorhanden ansah. Ab und zu läßt sich das im Laufe der Zeiten überwinden. Es wird dem Einen oder Andern gelingen, auf Grund einer amtlichen Stellung innerhalb des eisernen Walles Aufnahme zu finden. Vielleicht wird man ihm sogar unter vier Augen zugestehen, daß seine wissenschaftliche Qualifikation nichts zu wünschen lasse; aber man hütet sich, eine solche Anerkennung nach außen dringen zu lassen, und in die Reihen Derer, welche die Unsterblichen sich nennen, wird ein katholischer Gelehrter niemals eindringen.

Hochverehrte Versammlung! Was ist demgegenüber unsere Stellung? Wir sind die Minderheit, und wir werden die Minderheit bleiben in Deutschland. Aber vor allem sollten wir dafür sorgen, daß die heutige verschwindend kleine Minderheit zu einer größern werde, einer auch der Zahl nach Achtung gebietende. Weil der Weg des katholischen Gelehrten dornig ist, darum scheuen Viele sich, ihn zu gehen, und weil so wenige ihn gehen, darum bleibt er dornig; je mehr ihn gehen würden, desto mehr würden Schwierigkeiten und Hindernisse schwinden. Das ist das Erste, wonach wir mit allem Eifer und mit aller Energie trachten müssen, daß wir einen möglichst zahlreichen Nachwuchs an Gelehrten bekommen. So lange wir nur da und dort den einen oder den andern verstreuten Vertreter katholischer Wissenschaft besitzen, kommen wir nicht weiter. Wenn aber ein Mal an jeder Hochschule ein halbes Duzend tüchtiger katholischer Docenten thätig ist, so wird viel gewonnen, und es wird nicht länger möglich sein, die katholischen Gelehrten zurückzusetzen oder zu ignoriren.

Sodann aber ist nothwendig, daß wir katholische Gelehrte uns untereinander die Hand reichen, daß wir uns fest aneinander anschließen. Als ich zuvor von den Bildern der Vergangenheit sprach, habe ich absichtlich vermieden, in die hellen Farben einen Schatten fallen zu lassen. Ich hätte sonst von dem Schulgezänk des Mittelalters sprechen können, von dem leidenschaftlichen Streit der wissenschaftlichen Parteien. Meine Herren! Hüten wir uns, darin das Beispiel des Mittelalters nachzuahmen! Hüten wir katholische Gelehrte uns vor allem davor, daß wir unter uns Zwietracht stiften oder unterhalten. In unserer Minoritätsstellung können wir uns in der That den Luxus nicht erlauben, uns noch in so und so viel Schulen oder Richtungen oder Cliques zu spalten. Wir müssen fest zusammenstehen, Jeder eintreten für den Andern und für Alle.

Hochverehrte Versammlung! Das Ziel, welches der Görres-Gesellschaft von ihrer Gründung an vorschwebte, war, daß sie katholische Wissenschaft nach allen Richtungen hin fördern, daß sie für Nachwuchs an jüngern Gelehrten im katholischen Deutschland Sorge tragen, daß sie den katholischen Gelehrten einen Vereinigungspunkt bieten solle. Wir sind uns freilich bewußt, wie weit wir von der Erreichung dieses Zieles entfernt geblieben sind; aber wenn wir demnächst dazu übergehen, Ihnen ein Bild unserer Thätigkeit vorzuführen, so dürfen wir doch die Hoffnung hegen, daß wir dabei Ihre Sympathie finden, und daß die Keime, welche hier fallen, aufgehen und Früchte tragen werden.



### III. Zur Geschichte der Stadt Bamberg.

Von Lycealprofessor Dr. Heinrich Weber.

Es ist mir die ehrende Aufgabe geworden, unsern werthen Gästen in kurzen Zügen eine Orientirung zu bieten über die Geschichte der Stadt, in welcher sie einige Tage weilen werden.

Bamberg als Stadt ist um vieles jünger, als verschiedene andere weit kleinere und unbedeutendere Städte Süddeutschlands.

In dem Capitulare von 805, welches den Lauf der Handelsstraße von Bardewik nach Regensburg bezeichnet, werden zwei benachbarte Orte: Hallstadt und Forchheim als villae regiae, als blühende Königshöfe genannt; das mitten inne liegende Bamberg wird nicht erwähnt, wohl ein Beweis, daß es damals überhaupt noch nicht existirte. Zum ersten Mal wird das Castellum Babenberg genannt bei Regino von Prüm zum J. 902, da

er die bekannte Fehde zwischen den Babenbergern und den Conradinern erzählt. Dieselbe endete mit der Achtung und Hinrichtung des Grafen Adalbert von Babenberg und der Confiscation seiner Güter.

Zum zweiten Mal wird Bamberg ohne weitere Bezeichnung genannt im Jahre 964, da der Continuator Reginonis erzählt, daß Otto I. den abgesetzten König Berengar von Italien mit seiner Gemahlin Willa hier internirte. Zwei Jahre später fand dieser hier sein Grab.

Als *civitas* wird Bamberg genannt in einer Urkunde von 973, da Otto II. seinem Vetter Heinrich von Bayern Bamberg und einige umliegende Güter im Gau Volkfeld zum vollen Eigenthum gibt. Von da an verschwindet Bamberg nicht mehr aus der Geschichte. Als des genannten Herzogs Heinrich gleichnamiger Sohn sich um 998 mit Kunigunde von Luxemburg vermählte, gab er ihr Bamberg und Umgegend als *Morgengabe*. Nachdem er 1002 den deutschen Königsthron bestiegen, konnte er seine längst gehegte Lieblingsidee realisiren, Bamberg zu einem Bischofsitz zu erheben, von welchem aus christlicher Glaube und deutsche Sitte zu den ostwärts wohnenden Slaven verbreitet werden sollte. Und da das heilige Ehepaar in gelobter Jungfräulichkeit lebte, so gab Kunigunde gerne ihr Besizthum als erste Dotation des künftigen Bisthums. Sofort wurden nun die Vorbereitungen getroffen, 1004 der Bau des Domes begonnen, im Juni 1007 die Errichtungsbulle durch Papst Johann XVIII. ausgestellt, auf dem Reichstag zu Frankfurt am 1. November 1007 die Zustimmung der Bischöfe und Reichsstände gegeben und der erste Bischof Eberhard consecrirt.

Sehr interessant ist das Völkergemisch, auf welches sich die Hirtenjorge des neuen Bischofs zu erstrecken hatte. Von den Kelten, welche einst hier gehaust, ist bei ihrem Zurückweichen nach Süden wohl kein Volkselement zurückgeblieben. Ihre Spuren finden sich nur noch in den Gräberfunden mit ihren schönen Bronzegegenständen und in keltischen Goldmünzen, den sogenannten Regenbogenschüsselchen, welche da und dort in der Umgegend von Bamberg gefunden werden, vielleicht auch noch in manchen Localnamen; der Name Main gilt ja allgemein als keltisch; die Ortsnamen Raija, Niefen u. a. werden sich wohl auch als keltisch vertheidigen lassen. Die Hauptmasse der Bevölkerung auf dem linken Regnitzufer ist thüringisch; die zahlreichen mit „Franken“ zusammengesetzten Ortsnamen deuten auf den Sturz des thüringischen Reiches durch die Söhne Chlodwig's und auf Colonieen, die von dem herrschenden Volk unter dem besiegten errichtet worden sind.

Während der Völkerwanderung hat sich langsam ein fremdes, nichtdeutsches Element von Ost nach West vorwärts geschoben, bis der Main und die Regnitz ihm Halt geboten, Slaven und zwar näher bezeichnet: Wenden. Die Bevölkerung zwischen dem Obermain und der Regnitz wird in den Chroniken und Urkunden als Moinwinidi und Katanzwinidi bezeichnet. Dahin deuten die zahlreichen auf *iz* ausklingenden Ortsnamen. Das sind Ansiedelungen freier Slaven. Noch in einer Urkunde von 824 wird ein etwa eine Stunde von hier gelegenes Dorf genannt Thurpsilun, *juxta ripam fluminis Moin, in regione Slavorum*.

Auf dem linken Regnitzufer dagegen, im Steigerwald, finden sich zahlreiche Ortsnamen, die als erste Hälfte einen Personennamen, als zweite das Wort *wind* haben, wie Reinhardswind, Poppenwind, auch Bischwind, in voller Form Bischofswind; das sind hörige Slaven, die auf dem Gute eines deutschen Adeligen oder einem bischöflichen Menjalgut angesiedelt wurden.

In der zweiten Hälfte des achten Jahrhunderts kommt dazu ein viertes Volkselement, die Sachsen, welche von Karl Martell und Pipin, noch in größerem Maßstab durch Karl den Großen nach Ostfranken verpflanzt wurden. Zeugen dieser Ansiedelung sind die vielen

mit „Sachsen“ zusammengesetzten Ortsnamen in unserm Gebiet. Also ein buntes Völkergemisch, wie es eben nur auf Grenzgebieten sich gestalten kann.

Dieses für deutsche und christliche Cultur zu gewinnen, war nun die schwierige Aufgabe des neuen Bischofs. In voller Würdigung dieser Verhältnisse hatte aber auch der Papst in der Erectionsbulle des Bisthums außergewöhnliche Maßregeln vorgezeichnet.

Denn die Bulle ist wichtig in Beziehung auf die weltlichen Hoheitsrechte des Bischofs und in Beziehung auf die Metropolitangewalt.

Die Immunität, die Exemption vom Grafenbann erscheint bereits als eine notwendige Forderung, als eine Lebensbedingung zur freien Entfaltung des geistlichen Regimentes. Darum soll kein Graf, kein anderer Richter im gesammten Besitz des Bisthums irgendwelche Gewalt haben, als nur derjenige, welchen der Bischof selbst in Folge des königlichen Gnadenbriefes ernennen werde. Der heilige Stuhl macht also die bestimmte Voraussetzung, daß dem Bischof selbst der Grafenbann im ganzen Stiftsgebiet zukommen und von ihm einer Person seines Vertrauens zu Lehen gegeben werde. Kaiser Konrad II., Heinrich III. sprechen in ihren Privilegiumsbriefen immer bestimmter diese Immunität aus, bis endlich in der Urkunde Heinrich VI. vom 12. August 1068 sogar herzogliche Rechte angedeutet werden, und damit ist die Anerkennung des Bischofs als eines Reichsstandes und Territorialherrn wenigstens in radice ausgesprochen. Und für alle Zukunft nennt sich Bamberg „Kaiserliches Hochstift“.

Noch wichtiger ist die Ordnung der hierarchischen Verhältnisse. Der Papst erklärt, daß das Bisthum von jeder auswärtigen Obergewalt frei und Romano tantummodo mundiburdio subditus, nur dem römischen Schutz unterstellt sein solle; doch soll es auch seinem Metropolitan unterthan und gehorsam sein. Die hier nur leise angedeutete Exemption von dem Metropolitanverband wurde in der Folgezeit immer bestimmter ausgesprochen. Als Leo IX. im J. 1052 hier weilte, verlieh er dem Bischof für drei hohe Festtage den Gebrauch des Palliums; dieses Privilegium wurde im Laufe der Zeit noch erweitert und endlich auf jede Pontificalfunction ausgedehnt. In der Bulle welche Leo bald nach seinem Besuch erließ, schränkte er die Mainzer Metropolitanrechte ausdrücklich auf die causae canonicae ein, und als solche betrachtete man in Bamberg lediglich das Recht des Erzbischofs, den Bischof zu consecriren und ihn zu Provincialconcilien zu berufen. Und wiederholt hat Rom ausgesprochen, daß Bamberg dem römischen Stuhl allein unterworfen sei; wiederholt hat es in Disciplinarsachen mit Umgehung des Metropolitan direct in die Bamberger Angelegenheiten eingegriffen. Und im ganzen Reiche hat man sich daran gewöhnt, dem Bisthum Bamberg den ersten Rang unter allen deutschen Bisthümern einzuräumen. Auf der geistlichen Fürstenbank hatte der Bischof von Bamberg seinen Platz unmittelbar nach den Erzbischöfen, vor andern viel ältern Hochstiften, selbst vor dem Bischof von Würzburg, welcher den Titel „Herzog zu Franken“ führte. Und in diesem Rangverhältniß ist wohl auch der Grund zu suchen, daß bei Abschluß des Concordates nicht Würzburg, sondern Bamberg zum Erzbisthum erhoben wurde.

Soll ich noch auf ein anderes Ehrenvorrecht des Hochstifts Bamberg aufmerksam machen, so ist das sein Verhältniß zu den vier weltlichen Erzämtern des Reiches. Auch bei andern Hochstiften finden wir in den Erbämtern eine Nachahmung der königlichen Erzämter, wohl nur um das Ansehen der Bischöfe, die ja meistens auch Herren eines weltlichen Gebietes waren, zu erhöhen. Bamberg aber hatte seine vier Erzämter, und diese lagen in den Händen der vier weltlichen Kurfürsten, welche dieselben Ämter im Reiche bekleideten. Und es mußte nicht wenig zur Ehre, und wenn auch nicht immer thatsächlich, so doch der Intention nach nicht wenig zur Sicherheit des Hochstifts beitragen, daß die vier ersten Fürsten des Reiches Lehensträger des Fürstbischofs waren. Die wirkliche Ausübung der Ämter lag in den Händen von vier fränkischen Adelsfamilien, welche die Erbunter-

ämter bekleideten. Wenn ich endlich noch erwähne, daß der Fürstbischof zugleich mit dem Markgrafen von Ansbach das Directorium des fränkischen Kreises führte, so glaube ich damit die Schilderung der hierarchischen Stellung des Bischofs und der politischen Stellung des Fürsten beschließen zu dürfen.

Bezüglich der Dotation des Bisthums will ich nur erwähnen, daß dieselbe außer dem Radenzgau, Theilen des Volkfelds, des Rangau's, Grabfeldes und Nordgau's in mehr als vierzig deutschen Gauen zerstreut war, welche Dotationsgüter im Laufe der Zeit durch Tausch und Verkauf mehr arrondirt wurden. Aber die ausgedehnten Güter in Kärnthen: Villach, Wolfsberg, Spital am Pyon, Federaun u., die von einem Domherrn als Vicedom verwaltet wurden, gehörten 7½ Jahrhundert lang zum Hochstift; erst 1760 wurden sie an Oesterreich übergeben. Allerdings hatte Bamberg mit diesen weit abgelegenen Gebieten oft dieselben unliebsamen Erfahrungen machen müssen, wie Oesterreich mit der Lombardei und Venetien.

Soll ich Ihnen nun von den 63 Bischöfen, welche das alte Hochstift regierten, nur einige wenige hervorragende Namen nennen, so erinnere ich zunächst an den zweiten Bischof, Suidgar von Mayendorff, welcher als Clemens II. den päpstlichen Stuhl bestieg, der auch als Papst die unmittelbare Regierung des Bisthums sich vorbehielt, der vom Sterbebett aus ein rührend schönes Schreiben an das Domcapitel erließ, in welchem er versichert, daß nie ein Bräutigam seiner Braut treuere Liebe bewahrt, als er der Kirche von Bamberg, und der nach seinem Wunsch in der hiesigen Kathedrale beigesetzt wurde. Der fünfte Bischof Günther hielt im J. 1085 eine Synode, in welcher constatirt wurde, daß der größere Theil der Bisthumsangehörigen Slaven und noch Heiden seien, also schwierige Unterthanen. An der Spitze eines Heeres von 7000 Mann machte er mit mehreren anderen deutschen Bischöfen eine Kreuzfahrt ins heilige Land, zeichnete sich hierbei durch persönliche Tapferkeit aus und starb 1065 auf der Rückreise in Stuhlweissenburg. Das Bild Otto's des Heiligen, des achten Bischofs, läßt sich nicht mit kurzen Zügen zeichnen. Er war mehr als ein Bischof von Bamberg; er war der Apostel Pommerns; er war, wenn ich so sagen darf, ein Regionalbischof von ganz Deutschland; von der Ostsee bis zur Adria finden sich in Kirchen, Klöstern, Hospitälern die Zeugen seiner schaffenden und reformirenden Thätigkeit, vor allem in seiner Bischofsstadt selbst. Für 21 Monasteria und Cellae, größere und kleinere Klöster, war er Stifter, Mitbegründer oder Reformator.

Wohl hat Bamberg nach ihm keinen größern Bischof gehabt, aber manchen, der in seine Fußstapfen einzutreten bemüht war; ich nenne den eifrigen Förderer des Franciscanerordens Heinrich von Schmiedefeld, den ehemaligen Dominicaner Wulding von Stubenberg, den strengen Mcten Friedrich von Aulse, den eifrigen Reformator der Klöster Georg von Schaumberg, den Gründer des Clericalseminars Ernst von Mengersdorff, den energischen Gegenreformer Reichart von Thungen.

Drohende Kriegszeiten machten es wiederholt wünschenswerth, daß die Wehrkraft der Nachbarstifte Bamberg und Würzburg in einer Hand vereinigt würden. Und so haben wir sieben Bischöfe, welche mit dem Hirtenstab des heiligen Otto zugleich den des heiligen Burkard getragen, als den ersten Johann Gottfried von Nschhausen, welcher im wohlverdienten Ruf der Heiligkeit starb. Einmal war Bamberg auch mit Mainz in Personalunion verbunden unter Lothar Franz von Schönborn, einem Sprossen jener Familie, welche alle ihre Sitze mit Prachtbauten schmückte.

Vor einer Versammlung von Gelehrten wird es sich ziemen, auch einige Gelehrte zu nennen, deren Namen mit der ältern Geschichte Bamberg's in Verbindung stehen. Bögling der Domschule und bald selbst Vorstand derselben (von c. 1046 an) war der hl. Anno von Köln, und sein Biograph bezeugt, daß die Bamberger Schule an strenger Zucht an religiösem und wissenschaftlichem Eifer unter allen Schulen Deutschlands den Vorrang

hatte. Hier lehrte Williram, einst Magister der Philosophie in Paris, der das hohe Lied paraphrasirte und ins Deutsche übersezte. Der Scholasticus 1330, der Begleiter des Bischofs Günther auf der Kreuzfahrt, ist Verfasser eines gar schönen Liedes über die Wunder Christi, zu dem Abt Willo auf dem Michelsberg die Melodie componirte.

Ein Zeitgenosse des hl. Otto war Udalrich, dem wir eine höchst werthvolle Sammlung von Urkunden und Briefen verdanken, 283 Nummern umfassend, eine Geschichtsquelle von hoher Bedeutung. Michelsberger Mönche sind E b b o und H e r b o r d, die Biographen des heiligen Otto; Bamberger sind der Diakon Udalbert, der Biograph des heiligen Heinrich und der nicht genannte Biograph der heiligen Cunigunde. Zögling der Domschule war Gottfried von Biterbo, der als kaiserlicher Gesandter vierzig Jahre lang alle ihm zugänglichen Bibliotheken in den verschiedensten Ländern Europa's durchforschte. In der Bibliothek des Domes und der Klosters Michelsberg sammelte Ekkehard von Urach den Stoff zu seiner berühmten Weltchronik. In dem dogmatischen Streit zwischen Fulrad von Triefenstein und Gerhoh von Reigersberg spielte der gelehrte Bischof Eberhard II. eine hervorragende Rolle. Ueber vierzig Jahre wirkte an der Stiftsschule von St. Gangolf Mag. Hugo von Trimberg, ein moralisch-satyrischer Dichter von großer Productivität. Domherr und später Bischof von Bamberg war Lupo von Babenburg, ein Zögling der Rechtsschule von Bologna, den zur Zeit Ludwig's des Bayern mit seiner gelehrten Feder sich lebhaft an dem Streit über den Ursprung und den Umfang der Kaiserwürde betheiligte. Seine Schriften sind ein Beweis, wie schwer es selbst für hochbegabte und scharfsinnige Geister war, in jener Zeit des Kampfes sich ein sicheres, correctes Urtheil zu wahren.

Den Juristen in der geehrten Versammlung ist bekannt, daß nach den scharfsinnigen Untersuchungen v. Rokinger's der Schwabenpiegel in Bamberg entstanden ist, und daß die von Johann von Schwarzenberg verfaßte Bamberger Halsgerichtsordnung die Mutter der Carolina, der hochnothpeinlichen Halsgerichtsordnung Karls V. ist. Vergessen darf ich nicht den P. Christoph Clavius S. J., geboren zu Bamberg 1537, gestorben zu Rom 1612, den Euklid des 16. Jahrhunderts, welcher mit der Hauptarbeit für den gregorianischen Kalender betraut war.

Fürstbischof Johann Gottfried von Aichhausen war es, der in Verbindung mit seinem gelehrten und eifrigen Weihbischof Dr. Friedrich Förner im J. 1611 die Jesuitenschule ins Leben rief; Melchior Otto Voit von Salzburg schuf sie 1648 zur Akademie um; Friedrich Karl von Schönborn erweiterte sie von 1735 an zur vollen Universität; und die edelsten Namen des Frankenlandes, zahlreiche Studenten aus ganz Deutschland, selbst von jenseits der deutschen Grenzen sind in die Matrikel eingezeichnet. Durch die Säcularisation wurde die Universität wieder zurückgeführt auf den Umfang der ehemaligen Akademie, auf ein Lyceum mit philosophischer und theologischer Facultät.

Alle die geistigen und alle die materiellen Kämpfe, welche das Reich im Ganzen erschütterten, fanden auch auf diesem kleinen Gebiet ihren Widerhall. Der sechste Bamberger Bischof wurde als Simonist abgesetzt; der siebente war in das durch Heinrich IV. hervorgerufene Schisma verstrickt. In der hohenstaufischen Periode war bisweilen ein Theil des Domcapitels antipäpstlich gesinnt, was einmal eine zwiespältige Bischofswahl zur Folge hatte. Eine Specialität der Bamberger Geschichte und Immunitätsstreitigkeiten, die vielen Kämpfe der Bürger gegen die Bewohner der stiftischen und klösterlichen Immunitäten um und gegen Privilegien, Streitigkeiten die bisweilen einen gewaltthätigen Charakter annahmen, was einmal zu einer langwierigen Verhandlung auf der Synode von Basel führte und mit einer schweren Geldstrafe von der Stadt gebüßt werden mußte. Von den Hussitenstürmen wurde der größere Theil des Hochstifts heimgesucht. In die Stadt

selbst kamen sie nicht; aber am 2. Februar 1430 schickte Prokopius ein lateinisches Schreiben an den Rath, in welchem er die Bevölkerung einlud, zum hussitischen Glauben überzutreten. Sollten sie dazu sich nicht gleich entschließen können, sondern einige Zeit zur Ueberlegung haben wollen, so sollten sie in die hussitische Kriegskasse 50,000 fl. rh. zahlen, die Hälfte baar, die Hälfte in verbürgten Handschriften; dann sollten sie nicht weiter beunruhigt werden. Das spricht nun allerdings nicht für reine religiöse Begeisterung und für uneigennütigen Eifer in Verbreitung der hussitischen Lehre.

Vom Bauernkrieg wurde Stadt und Land schwer heimgesucht. Wie und warum die sogenannte Reformation die Diöcese so arg geschädigt, das zeigt ein Blick auf die alte Karte. Alle Gebiete des Bisthums, welche unter der Landeshoheit von Sachsen, Bayreuth und Nürnberg standen, dazu eine Menge ritterschaftlicher Orte mußten ihren Landes- und Gutsherren im religiösen Abfall folgen. Das ganze Hochstift dagegen, das weltliche Territorium des Fürstbischofs, blieb katholisch. Die Folgen des Grundgesetzes: *cujus regio, illius religio*, treten kaum irgendwo anders so deutlich hervor, als bei dieser Mosaik von Landes- und Gutsherrlichkeiten, aus welchen das alte Bisthum sich zusammensetzte.

Im Markgrafenkrieg erwies sich Albrecht Alcibiades als ein gefährlicher Nachbar, annectirte 19 bambergische Aemter, brandschakte die Stadt und plünderte die Feste Altenburg. Im dreißigjährigen Krieg vertrieb Tilly am 28. Februar 1632 durch eine glänzende Waffenthat den schwedischen General Horn aus der Stadt. Aber im folgenden Jahre zwang Bernhard von Weimar die Bevölkerung zur Huldigung, und bis 1648 hatte Stadt und Land abwechselnd von den Schweden, den Franzosen und den Kaiserlichen zu leiden.

Im siebenjährigen Kriege wurde die Stadt dreimal von den Preußen occupirt und jedesmal stark gebrandschakt. Auch in der Geschichte der französischen Kriege spielt Bamberg eine besondere Rolle, weil Napoleon von hier aus, wo er als Gast des Herzogs Wilhelm von Bayern weilte, am 6. October 1806 die Proclamation des Krieges gegen Preußen erließ.

Jetzt sieht man der malerisch über Hügel und Thalebene hingestreckten Stadt nicht mehr an, welche Kriegsstürme über sie hingebraust sind. Die meisten der geehrten Herren kommen von Würzburg herauf und haben die Eindrücke der schönen alten Herzogsstadt wohl noch frisch vor der Seele. Wenn Sie nun das Bild von Würzburg, wie es sich vom Nikolausberg aus bietet, combiniren mit dem Bild von Bamberg, wie es sich von der Altenburg aus Ihnen bieten wird, so werden Sie wohl den alten Spruch approbiren: „Neben, Meßgeläute (d. h. viele schöne Kirchen), Main und Bamberg, das ist Franken“.

Ich schließe mit dem weitem Spruch, den man einem vielgereisten Mann in den Mund legt: „Wann Nürnberg mein wäre, dann würde ich es in Bamberg verzehren“. Mögen Sie in den nächsten Tagen erproben, ob dieser Satz einige Wahrheit in sich schließt.



## IV. Ueber die wissenschaftliche Bearbeitung altchristlicher Schriften.

Von Professor Dr. Th. Kühn.

Vor zwei Jahren in der Osterwoche habe ich auf dem internationalen katholischen Gelehrtencongreß in Paris Anlaß genommen, von der Nothwendigkeit der Herausgabe griechischer und lateinischer Väterschriften in handsamem Format zu sprechen. Heute möchte

ich dazu auffordern, die wissenschaftliche Bearbeitung der ältesten christlichen Litteratur-Erzeugnisse energischer zu fördern. Zu diesem Zwecke ist vorerst von der Bedeutung dieser Schriftwerke überhaupt zu handeln.

Zwei Quellen der göttlichen Offenbarung gibt es, die hl. Schrift und die Tradition. Ueber beide macht die Kirche als das gottbestellte Organ zur Bewahrung der Hinterlage des Glaubens. Die apostolische und altchristliche Tradition findet ihren Ausdruck in den Concilsbeschlüssen, obenan das Concil von Jerusalem (52), in den Constitutionen und Decretalen der Päpste, vornehmlich aber in den Väterschriften, als deren älteste die im Jahre 1883 zu Constantionopel neuentdeckte und veröffentlichte Lehre der zwölf Apostel zu bezeichnen ist.

Sofern die Väterschriften die reichste Quelle der apostolischen Tradition sind, haben sie für die katholische Lehre und Theologie ungleich höhere Bedeutung, als dies bei den Protestanten der Fall ist. Bei ihnen gelten sie wie andere historische Urkunden, als bloße Zeugnisse von geschichtlichem Werth. „Ob ich das Leben Augustinus' oder das Leben Spener's bearbeite,“ jagt Hagenbach<sup>1)</sup>, „gilt doch wissenschaftlich gleich; beides fällt unter den Begriff der Monographie.“ Und in Bezug auf die Dogmengeschichte äußert er sich also: „So gut uns daran liegen muß, den Lehrbegriff des Athanasius und Augustinus zu kennen, eben so gut müssen Anselm, Luther, Calvin, Quenstedt, Bergel, Schleiermacher, Rothe ihren Beitrag geben zu dem einen Werke.“ Die katholische Kirche hingegen schreibt den spätern Theologen nicht die gleiche Autorität zu wie den frühern Zeugen der kirchlichen Lehre und Disciplin. Die Fixirung der apostolischen Tradition gilt mit dem ersten Zeitraume der Kirchengeschichte als abgeschlossen. Je näher die Kirchenschriftsteller der Zeit der Apostel stehen, je reiner die Quelle, aus der sie geschöpft, je erleuchteter ihr Geist, je heiliger das Leben derselben, desto größer ist ihr Ansehen zur Bestimmung der kirchlichen Glaubens- und Sittenlehre, des Cultus und der Disciplin.

Doch nicht bloß für Dogmatik, Moral und Dogmengeschichte sind die Väterschriften von bestimmendem Einfluß; ihr Studium ist für alle Fächer der Theologie wichtig und dient dazu, das theologische Wissen zu vertiefen. Ohne Studium der Väter würde die theologische Bildung ihres eigenthümlichen Fundamentes entbehren und könnte kaum mehr als eine magere oder gedächtnißmäßig angelernte sein. Das christliche Alterthum ist nichts anderes als die Geschichte der Urkirche. Seine litterarischen Schätze und monumentalen Denkmäler enthalten die ununterbrochenen Beweise des Daseins der Kirche und der durch sie verbreiteten Cultur, ihres Cultus und ihrer Verfassung, ihrer Siege und ihrer weltüberwindenden Kraft. Wer die Kirchengeschichte gründlich kennen lernen will, muß auf die Väterschriften als ihre ältesten Quellen zurückgehen. Für die Exegese ist ihre Kenntniß unentbehrlich. Die hl. Schriften beider Testamente bedürfen der Erklärung, und die hl. Väter sind die ältesten und zuverlässigsten Exegeten. „In ihren Werken liegt ein so eigenthümlich beschaffener Schlüssel für das Verständniß der hl. Schrift verborgen, daß man ihn gar nicht in eine Formel bringen und nicht in Worten ausdrücken kann. Es ist der Geist, der in ihnen lebte, und ohne diesen werden alle einzelnen patristischen Stellen gar wenig zur guten Erklärung beitragen.“<sup>2)</sup> Auch die übrigen theologischen Disciplinen gewinnen durch die patristischen Studien an Umfang und Tiefe, die christliche Archäologie, die Katechetik und Homiletik, die Pastoraltheologie und das Kirchenrecht.

In Würdigung der zuerst besprochenen Bedeutung der ältesten christlichen Schrift-Erzeugnisse haben sich Bischöfe, Concilien und gelehrte Theologen von jeher auf die Werke

<sup>1)</sup> Hagenbach, Encycl. und Method. der theol. Wissenschaft. 12. Aufl., Leipzig 1889, S. 295.

<sup>2)</sup> Möhler, Patrologie. Regensburg 1840, S. 3.

und Aussprüche der Väter bezogen. Schon das Concil von Nicäa (325) erklärte, nach dem Zeugnisse der Väter sei der Sohn Gottes *ὁμοούσιος τῷ πατρὶ* zu nennen, obwohl der Ausdruck nicht in der h. Schrift steht; das ökumenische Concil von Constantinopel (381) verwies die Macedonianer auf das *judicium patrum*; das Concil zu Ephejus (431) bezeichnete das als Glaubenslehre, *quod sacra sibi consentiens patrum tenuisset antiquitas*. Ähnlich und deutlicher haben sich die folgenden Concilien ausgesprochen. Das Concil von Trient schreibt zur theologischen Ausbildung der Geistlichen das Studium und Memoriren der hl. Schrift und der Werke der Väter vor<sup>1)</sup>, und unser glorreich regierender Papst Leo XIII. hat in seiner Encyclica über das Studium des hl. Thomas vorerst die wichtigsten Kirchenväter empfohlen.<sup>2)</sup> Der hl. Thomas selbst besaß die genaueste Kenntniß der altchristlichen Literatur und hatte über 130 Väterchriften gelesen. Er ist bekanntlich der beste Erklärer des hl. Augustinus.

Die Patrologie aber hat sich dem Protestantismus gegenüber als Einführung in die christliche Tradition zur selbständigen Disciplin entwickelt und wurde von Elie du Pin, Professor an der Sorbonne, durch sein großartiges Werk: *Nouvelle Bibliothèque des auteurs ecclésiastiques* (47 vols. Paris 1686—1714) begründet. In Deutschland hat sich Möhler im dritten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts am lebendigen Quell der Väterchriften gelabt und aufgerichtet. Nach seinem eigenen Geständnisse hat er, durch sie belehrt, positive Wege in der Theologie betreten, die Ansichten der Aufklärungsperiode verlassen und mit Görres und einigen andern hervorragenden Männern eine bessere Richtung der Theologie in Deutschland angebahnt.<sup>3)</sup> Man begnügte sich nun nicht mehr damit, die Werke der Kirchenväter privatim zu studiren und auf die Gelehrtenstube zu beschränken, sondern suchte sie weitem Kreisen zugänglich zu machen. In Deutschland war es unter den Katholiken zuerst Möhler, der regelmäßige Vorlesungen über Patrologie hielt, um jungen Theologen eine An- und Einleitung in das Studium der Väter zu geben, das Verständniß zu erleichtern, sie mit den Resultaten der bisherigen Forschung bekannt zu machen und Allen den darin verborgenen Schatz zu erschließen. Seine Methode in Behandlung der Patrologie ist bis in die neueste Zeit maßgebend geblieben. Ich selbst bin ihr in der Hauptsache gefolgt, habe aber das Hauptgewicht auf den Inhalt und die Exegese der Väterschriften gelegt. Gleichwohl habe ich von Anfang dieser Vorlesungen erkannt, daß die Biographie der Väter, die kritische Bibliographie und die Inhaltsangabe ihrer Schriften als bloßes Referat nicht genügen könne, daß es nöthig sei, die jungen Theologen selbst an den frischen Born der altchristlichen Litteraturerzeugnisse zu führen, wenn sie bleibenden Nutzen für Geist und Herz, für die Vertiefung ihrer Ausbildung in der theoretischen und praktischen Theologie gewinnen wollen, denn fremde Berichterstattung kann uns die Lesung nicht ersetzen. Hierbei geht der Geist verloren, in welchem die Kirchenchriftsteller gedacht, gelebt, gelehrt und geschrieben haben. Um ihren Charakter, ihr Wirken und Empfinden, ihre Begeisterung für Christus und die Kirche kennen zu lernen und sich an ihrem Lebenshauche zu erwärmen, ist auf ihre Schriften selbst zurückzugehen. Nicht alles ist in der altchristlichen Literatur musterhaft, aber das Beste sollte gelesen und erklärt werden, ähnlich wie in der Biblexegese und bei der Klassikerlectüre, jedoch rascher und sozusagen cursorisch.

Doch wie ist es möglich, die patristischen Schriften allgemein zu lesen, wenn nicht entsprechende Ausgaben vorhanden sind? Diese müssen billig und handsam sein, so daß

<sup>1)</sup> *Sacram scripturam, libros ecclesiasticos, homilias sanctorum ediscant.* Sess. XXIII c. 18.

<sup>2)</sup> Encycl. Aeterni patris vom 4. Aug. 1879.

<sup>3)</sup> Vergl. Rihn, Professor Möhler, ein Lebensbild. Rectoratsrede. 2. Aufl. Würzburg 1885. S. 34 f. Dess. Encyclopädie und Methodologie der Theol. Freiburg 1892. S. 64.

ihre Anschaffung jedem Theologen ohne bedeutende Kosten möglich, ihre Benutzung im Colleg und zu Hause bequem ist. An solchen Ausgaben aber fehlt es, namentlich für die griechischen Väter. Das Bedürfnis wird nicht bloß in Deutschland, sondern auch in andern europäischen Ländern, besonders aber in America, empfunden, wo die Bischöfe und Provincialsynoden auf die Lesung der Kirchenväter zu theoretischen und praktischen Zwecken dringen. Schon vor vielen Jahren (12. April 1882) erhielt ich von dem Pfarrer John Baxter aus Hoboken bei New-York, einem ehemaligen Theologie-Professor, die briefliche Aufforderung, solche Ausgaben zu veranstalten; der Mangel an solchen sei ein Hauptgrund der Vernachlässigung der theologischen Quellenstudien. Bei dieser Gelegenheit kritisirte Baxter die neuern Collectiv-Ausgaben also: Editions of the fathers suited to the wants of the modern student are lamentably few. The Vienna „Corpus“ has a grand apparatus criticus, but that is all. Hurters books are printed in objectionable form, the notes are too few, and the Greek texts are not, as they ought to be, given in the original, but in a Latin translation. A Series of opuscula must of necessity exclude the longer and more important patristic treatises. Abbé Migne gives us far too much. His volumes are large, clumsy, miserably printed and in many cases overboaded with antiquated erudition. They are indeed a „thesaurus“, but like the Greek Lexicon of Stephanus, it is a thesaurus meant for Specialists and professors, not for busy students like myself.

Baxter verlangt eine Ausgabe, welche die Mitte hält zwischen den „Opuscula“ Hurter's und der „Patrologia completa“ Migne's, eine Serie von Väterchriften im Originaltext mit schulgerechter Form, bei der alles ausgeschlossen sein soll, was nicht eine directe Beziehung zur historischen Theologie enthalte. Um nun diesem Mangel abzuhelpen, müssen die Ausgaben den wissenschaftlichen Anforderungen der Zeit entsprechen. Ein bloßer Abdruck der anerkannt guten Mauriner-Ausgaben, welche Migne seiner Sammlung größtentheils zu Grunde gelegt hat, kann nicht mehr genügen. Denn gar manche Schriften, die früher als echt galten, sind als unecht erwiesen oder in Zweifel gezogen, viele Lesarten sind unrichtig, sinnstörend, falsch. Selbstverständlich können nur echte Schriften als Quelle theologischer und historischer Wahrheiten betrachtet werden; nur ein echter Text kann beweiskräftig sein. Darum sind kritische Ausgaben nöthig. Die unechten Werke sind auszuscheiden und der Text der echten möglichst correct herzustellen. Die Kritik beseitigt das Irrthümliche und Falsche und fördert die historische Wahrheit zu Tage. Sie ist eine Richtschnur und Waage der Wahrheit, welche nach dem Gewichte der Gründe das Gewisse und Ungewisse, das Wahre, Wahrscheinliche und Scheinbare unterscheidet. Baut der Historiker oder Dogmatiker seine Darstellungen auf unechte, fehlerhafte und gefälschte Documente, so ist seine Erzählung oder Beweisführung unhaltbar und unwahr. In der Theologie ist der Schaden um so größer, als hierdurch die Dogmen verdunkelt, die Normen der Sittlichkeit verrückt, Kirchengeschichte und Tradition Schwankungen und Verwirrungen preisgegeben werden.

Die litterarische Kritik war allezeit mit der historischen und philologischen Wissenschaft eng verbunden und den Interessen der Kirche, die nichts anderes als die Wahrheit will, stets nützlich.

Mit dem Wiederaufleben der Künste und Wissenschaften gegen Ausgang des Mittelalters erwachte auch die historische und litterarische Kritik. Der Scharfsinn eines Nicolaus von Cues († 1464) und Johannes Turrecremata († 1468) erkannte zuerst die Unechtheit der pseudo-isidorischen Decretalsammlung. Im Verlaufe weiterer Untersuchungen wurde der Triumph absichtlicher Fälschung zur Stärkung der päpstlichen Centralgewalt den Gegnern der Kirche entrisen. Einen neuen mächtigen Impuls erhielt die Kritik mit der Reformation. Als nämlich die Glaubensneuerungen des 16. Jahrhunderts im christlichen

Alterthum keinen Stützpunkt fanden und sich von den Kirchenvätern allenthalben verleugnet sahen, fühlte sich der Unmuth hierüber an einer Kritik, welche zur Maßlosigkeit fortschritt und die Thatsache wirklicher Suppositionen und Interpolationen als willkommenen Vorwand aufgriff, die Echtheit altherwürdiger Litteraturdenkmäler anzufechten und zu bekämpfen, z. B. die sieben Ignatianischen Briefe. Die neuesten Untersuchungen von Denzinger, Zahn, v. Funk haben zur Bestätigung ihrer Echtheit unter Verwerfung der kürzern und interpolirten Recensionen geführt.

Was die diplomatische Kritik betrifft, so hat man früher die vorhandenen Handschriften gezählt und nach ihrer größern Uebereinstimmung den Text bestimmt. Allein ein solches Verfahren ist unzuverlässig und verfehlt. Heutzutage ist die genealogische Methode anzuwenden, d. h. die Handschriften sind nach ihrem Werthe zu ordnen und jene bei Seite zu lassen, welche aus andern vorhandenen Abschriften abgeleitet sind.

Offenbar bedarf es hierzu der philologischen Kenntnisse, und es ist zu bedauern, daß zu unserer Zeit die Geistlichen sich weniger zahlreich der Philologie widmen, als dies früher, namentlich bei klösterlichen Corporationen der Fall war. Es wäre dies auch im erzieherischen Interesse unserer Mittelschulen gelegen. Die Geistlichen sollten überhaupt, wie im Mittelalter, in jedem Wissenszweige wohl bewandert sein und die Hegemonie behaupten. Hoffentlich werden nach Deckung des Priester mangels in Zukunft mehr talentvolle Studierende mit dem Studium der Theologie auch das der Philologie verbinden.

Bei den Protestanten scheint es hierin besser bestellt zu sein. Sie haben mehr Kräfte zur wissenschaftlichen Bearbeitung der altchristlichen Litteraturwerke. Ihre Theologen betreiben in der Regel zugleich das Studium der Philologie.

Freilich kann die bloße Textkritik für unsern Zweck nicht ausreichen. Recht deutlich zeigt sich dies am *Corpus scriptorum ecclesiasticorum latinorum*, das in Wien seit 1866 erscheint. Dieses dankenswerthe Unternehmen der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien verfolgt vorherrschend litterarhistorische Ziele; wenigstens der kritische Apparat, die Indices und Noten sind rein philologischer Natur. In den Text selbst ist in Ermangelung theologischer Kenntnisse mancher Bearbeiter öfter die unrichtige Lesart eingesetzt. Gleichwohl leistet die Ansammlung des kritischen Materials und die im Ganzen sorgfältige Bearbeitung auch der Theologie die besten Dienste. Aber zu diesem Behufe sind für schwierige Stellen auch theologische Erklärungen nöthig. Die Prolegomena haben über den Autor und die Adressaten, über Veranlassung, Zeit und Ort der Abfassung, über Titel, Zweck und Inhalt, über Codices, Ausgaben und Uebersetzungen zu orientiren.

Um aber in all diesen Beziehungen mit Erfolg thätig sein zu können, bedürfte es eines grundlegenden und sichtenenden Werkes, wie ein solches D. v. Gebhardt und Ad. Harnack unter dem Titel „*Texte und Untersuchungen zur Geschichte der altchristlichen Litteratur*“ (Leipzig seit 1883) herausgeben. Hiervon sind bereits elf Bände fast vollständig erschienen. Ein ähnliches Unternehmen katholischerseits wäre um so nöthiger, als in besagter Sammlung gar manches in schiefem Lichte, ja geradezu falsch dargestellt ist<sup>1)</sup>.

Ein ähnliches Werk wie die genannten „*Texte und Untersuchungen*“ ist in England im Erscheinen begriffen: *Texts and Studies, Contributions to Biblical and Patristic Literature*, herausgegeben von Robinson u. A. (London 1891 ff.). Sehr erfreulich ist es, in den Bibliotheken Europa's, der Vaticana, Ambrosiana, Laurentiana, in der Bibliothèque nationale u. a. Gelehrte zu sehen, welche unverwandten Blickes mit Bienenfleiß die Codices der christlichen Litteratur-Erzeugnisse vergleichen. Sie Alle stehen im Dienste der

<sup>1)</sup> Ich erinnere, um von andern zu schweigen, nur an die „*Canones Hippolyti*“ von Hans Achelis (Lips. 1891. VI. Bd. H. 4 der *Texte und Unters.*) Vgl. hierzu v. Funk, „*Die apost. Constitutionen*“, Rottenb. 1891, S. 143—154 und 243—280, und besonders „*Das achte Buch der apost. Const. und die verwandten Schriften*“. Tüb. 1893.

einen Wahrheit. Aber mir will es dünken, als ob die Katholiken in dieser Ausbeute weniger zahlreich theilhaftig wären als die Nichtkatholiken. Da kommt mir das Wort der Schrift in den Sinn. „Die Ernte ist zwar groß, aber der Arbeiter sind wenige.“ Möge ihre Zahl sich mehren.

Gestatten Sie mir schließlich noch eine Bemerkung. Was ich von der Bedeutung der altchristlichen Literatur gesagt habe, das gilt auch von den monumentalen Denkmälern des christlichen Alterthums. Sie sind redende Zeugnisse der Geschichte und haben wegen ihrer plastischen Anschaulichkeit noch größere Beweiskraft für das Dasein der Kirche, für ihre Lehre, ihren Cultus, ihre Verfassung und Disciplin. Ich bin deshalb der Ansicht, daß in Zukunft mit der Patrologie und Patristik das Studium der Monumente des christlichen Alterthums oder der monumentalen Theologie, der jüngsten theologischen Disciplin <sup>1)</sup> zu verbinden sei. Um dies zu ermöglichen, ist an jeder theologischen Anstalt ein christliches archäologisches Museum zu errichten <sup>2)</sup>. Dasselbe muß, da Originalwerke selten zu beschaffen sind, Vervielfältigungen jeder Art, Abgüsse der Sculpturen und Statuen, Abdrücke von Bildwerken und Inschriften, Lithographien, Kupferstiche, Photographien von den Denkmälern der Katafomben an bis in das sechszehnte Jahrhundert enthalten. In Berlin hat Piper hierzu den Anfang gemacht <sup>3)</sup>.



## V. Gedächtnißrede auf Karl Joseph v. Hefele, Bischof von Rottenburg,

gehalten von Professor Dr. von Funk.

Nach einer Einleitung, in welcher die Angemessenheit einer Gedächtnißrede dargelegt, da der Verewigte der Gesellschaft als Mitglied des Ehrenpräsidiums angehört, führte Redner Folgendes aus:

Zwar nahm der Verstorbene keinen activen Antheil an den Arbeiten der Görres-Gesellschaft. Denn da er bei deren Gründung bereits über eine große Diöcese gesetzt war, beanspruchte die Verwaltung derselben seine ganze Kraft. Was Bischof Hefele daneben noch auf dem Gebiete der Wissenschaft thun konnte, war, früher Begonnenes, doch noch nicht ganz zu Ende Geführtes zu vollenden. Aber nach einiger Zeit mußte derselbe, wie aus andern Gründen, so namentlich deswegen aller litterarischen Thätigkeit entsagen, weil ihm keine entsprechende Bibliothek mehr zu Gebote stand. So legte denn Hefele die Feder nieder. Und er durfte sie niederlegen. Im Anschluß an ein Wort des Apostels konnte derselbe sagen, daß er in der Wissenschaft mehr als viele Andere gearbeitet. Waren doch acht Werke, darunter eines von sieben stattlichen Bänden, aus seinen Händen hervorgegangen. Sein Herz aber verblieb ganz und voll der Wissenschaft. So trat der Bischof auch ein in das Ehrenpräsidium dieser zu wissenschaftlichen Zwecken gegründeten Gesellschaft. Was nun in dieser Stunde geleistet werden kann, ist ein kurzer Rückblick auf das Leben des Verstorbenen.

<sup>1)</sup> Vgl. Rihn, Encyclopädie. Freib. 1892, S. 361.

<sup>2)</sup> Ich habe einen Antrag zur Errichtung eines solchen im neuen Collegienhaus zu Würzburg am 15. Januar 1889 gestellt.

<sup>3)</sup> Vgl. dessen Einleitung in die monumentale Theologie. Gotha 1867.

Nach den entsprechenden Notizen über Geburt und Studienlaufbahn, Priesterweihe, erste priesterliche Thätigkeit, weitere wissenschaftliche Ausbildung, Berufung auf Möhler's Lehrstuhl für Kirchengeschichte im Jahre 1836 als dessen begabtester Schüler, Ernennung zum außerordentlichen und ordentlichen Professor, fuhr Medner weiter:

Es war Hefele's Wahlspruch: Wer mit Segen in seinem Berufe wirken will, muß ihm mit ganzer Seele angehören. Und er gehörte ihm mit ganzer Seele an, wie Medner als sein Schüler drei und ein halbes Jahr als Repetent in näherem Umgang mit ihm stehend wahrnehmen konnte.

Der Verstorbene war ein geborener Lehrer. Sein Vortrag war anziehend. Seine Sprache gewählt und doch einfach. Der Blick blieb bei sorgfältiger Hingabe an das Einzelne doch immer auf das Allgemeine gerichtet. Bei ihm gab es kein Abschweifen vom Gegenstand, keinen unnöthigen Ballast. Hefele wollte belehren, nicht unterhalten. Dabei fand die sorgfältigste Berücksichtigung aller Schüler statt.

So war der Berewigte im Hörsaal. Nicht anders außerhalb desselben. Jeden Schüler, der an seine Thür klopfte, nahm er als wissenschaftlichen Freund auf. Durch Unterhaltung und Rathschläge eiferte derselbe zu wissenschaftlichen Arbeiten an und unterstützte er dieselben. So war es eine reiche Ausjaat auf dem Katheder und im persönlichen Umgang. In Schwaben, Mitteldeutschland, am Rhein, in Westfalen, in Schlesien, in der Schweiz, in Oesterreich finden sich Schüler von Hefele.

Aber mehr noch wirkte derselbe durch seine schriftlichen Werke. Es können hier ja nur allgemeine Bemerkungen gemacht werden. Eine Reihe von Artikeln in der Tübinger Quartalschrift, in Haas, „Neue Sion“, im Kirchenlexikon von Weyer und Welte und in andern Organen müßten sonst genannt werden. In die Quartalschrift führte sich Hefele als Repetent 1854 durch eine Recension über Hurter's Innocenz III. ein. Im Kirchenlexikon stammen 150 Artikel von ihm. Ein Theil der Aufsätze erschien separat als Beiträge zur Kirchengeschichte, Archäologie und Liturgik, zwei Bände, so mehr gewerthet, indem das ursprüngliche Organ nicht immer die gebührende Würdigung fand. Im Jahre 1837 erschien die Geschichte der Einführung des Christenthums im südwestlichen Deutschland, besonders in Württemberg, zwar nichts wesentlich Neues enthaltend, aber doch trotz der kurzen Arbeitsfrist alles Vorhandene zusammenfassend und so ein Beweis der Befähigung zu Größerm.

Namentlich aber bekundete die Ausgabe der apostolischen Väter, 1839, Hefele's volles Verständniß für die Aufgabe der Schule und der Zeit. Die theologische Jugend sollte vor allem mit der ältesten christlichen Litteratur bekannt gemacht werden. Doch die Ausgabe diente auch der Wissenschaft, indem sie in den weiteren Auflagen eine immer größere Vervollkommnung erfuhr. Die besondere Abhandlung über das Sendschreiben des Apostels Barnabas, 1840, bildete einen Wendepunkt in der Beurtheilung dieses Schriftstückes, indem es von da an nicht mehr dem Apostel Barnabas zuerkannt werden konnte. Vier Mal gab Hefele seine Väter neu heraus. Die damalige Zeit noch verstand das Wort der Vorrede, daß die apostolischen Väter in der Hand eines jeden Theologen sein müßten.

Größte Anerkennung fand das Buch über den Cardinal Ximenz, 1844, den eben so großen spanischen Kirchenfürsten als Staatsmann Ferdinand's von Aragonien. Nach sieben Jahren erfolgte eine zweite Auflage. Die Schrift wurde auch in das Englische und in das Französische übersetzt. Die historische Akademie von Madrid ernannte den Verfasser zu ihrem Mitgliede. Darauf folgte die Chrysostomuspostille, eine Sammlung der schönsten Predigten des Goldmundes von Konstantinopel, und das Breviloquium des hl. Bonaventura, die Dogmatik des Mittelalters, welches, drei Mal neu aufgelegt, in der dritten Auflage das Itinerarium mentis ad Deum beigefügt erhielt.

Nun trat anscheinend ein zehnjähriger Stillstand ein, was auffallen könnte. Allein die Arbeiten für das Kirchenlexikon und die rasche Aufeinanderfolge der Bände der Concilien-

geschichte erklären das zur Genüge. 1855 erschien davon der erste Band, 1856 bereits der zweite, die übrigen in kurzen Zwischenräumen. Das Werk lag also vor der Edition bereits im Anfange der Hauptsache nach vollendet vor. Die Concilien des 15. Jahrhunderts beschäftigten Hefele schon frühe. Anlaß dazu gab eine Preisaufgabe über Nicolaus von Cusa, welche derselbe zugleich mit Fr. A. Scharpff löste. Als Frucht dieser Studien erschien in den „Gießener Jahrbücher“: Blicke in die Kirchengeschichte des 15. Jahrhunderts. Zwölf Jahre später hatte derselbe den Plan, in einem Band die Reformsynoden des 15. Jahrhunderts erscheinen zu lassen. Zeuge dessen ist die Abhandlung: Die temporaire Wiedervereinigung der griechischen Kirche mit der lateinischen, 1847 in der „Quartalschrift“ erschienen. Aber der Plan erweiterte sich nun dahin, alle allgemeinen Synoden darzustellen. Doch es bestehen ja Zweifel, welche Synoden den allgemeinen beizuzählen, und andere Synoden, die nicht zu den allgemeinen gerechnet werden, haben größere Bedeutung als manche der erstern. So war es nur ein Schritt zu dem Gedanken, alle wichtigen Synoden zu beschreiben. Aber was ist wichtig? Auch das Kleinste hat seine Bedeutung. Im Laufe der Publication nun traten weitere Vervollkommnungen ein. Die Synoden mußten im Zusammenhang dargestellt werden und so wurde die Conciliengeschichte zur Kirchengeschichte. Neben den kirchengeschichtlichen wurden dann auch kirchenrechtliche, liturgische und disciplinaire Momente aufgenommen. Und weil in dieser Zeit Staat und Kirche auf das engste mit einander verbunden waren, wurde die Conciliengeschichte auch zur Reichs- und Kaisergeschichte. So hob sich der Werth des Werkes in's Größere. Schade ist nur, daß der Verfasser dasselbe nicht so weit führen konnte, als er geplant. Nach dem siebenten Bande in der Mitte des 15. Jahrhunderts mußte er abbrechen. Sein Beruf gestattete ihm nur noch, die zweite Auflage einschließlich des vierten Bandes zu besorgen. Die Conciliengeschichte nun ist Hefele's Hauptwerk, das Werk seiner reifsten Jahre. So nimmt es nicht bloß unter seinen Werken die erste Stelle ein, sondern eine der hervorragendsten unter allen kirchengeschichtlichen. Die Conciliengeschichte ist ganz nach den Quellen bearbeitet. Kein leeres Wort findet sich darin. Man kann durchaus vertrauen; denn die Belege führen immer auf die beste Quelle zurück, wenn man auch, wie Redner selbst, in manchem anderer Anschauung ist. Hefele war bei Ausarbeitung des Werkes eben auch auf andere Arbeiten angewiesen. Trotz alledem aber ist es sein berühmtestes Werk, benützt von den Theologen aller Confessionen, den Profanhistorikern, den Canonisten und Juristen, um nur diese zu nennen.

Redner schilderte dann die entsprechenden Ehrungen, die dem berühmten Kirchenhistoriker von Facultäten und Universitäten zu Theil wurden, wie aber namentlich auch von Seiten seines Königs.

Allein solche energische Thätigkeit beanspruchte nicht alle Kräfte Hefele's. 1842—1845 nahm derselbe als Abgeordneter für Ellwangen auch an dem parlamentarischen Leben Theil. Die kirchlichen Verhältnisse der Diocese Rottenburg lagen im Argen. Da nun unterstützte Hefele seinen Bischof in der Kammer mit Geschick und Energie in dem Bestreben, dieselben zu bessern. Doch zunächst vergebens. Es sollte noch eine Reihe von Jahren vorübergehen, ehe der Kirche ihre Rechte gewährt wurden. Ach Jahre lang war derselbe auch Vorstand des kirchlichen Kunstvereins in der Diocese Rottenburg. Im Winter 1868 auf 1869 wurde Hefele als Consultor des Concils nach Rom berufen, eine Thätigkeit, zu welcher er in erster Linie geeignet war. Doch dauerte diese Thätigkeit nur wenige Monate, bildete aber zugleich den Abschluß seines akademischen Lehramtes.

In eben diesem letzten Jahre war der Bischof von Rottenburg gestorben. Die Diocese befand sich in einer schwierigen Lage. Noch waren die Folgen der Rottenburger Wirren nicht ganz überwunden. Bei der Wahl eines Candidaten für den bischöflichen Stuhl richtete nun das Domcapitel seinen Blick nach außen. Hefele wurde einstimmig gewählt. Zwar fiel

es diesem schwer, seinen liebgewonnenen langjährigen Beruf zu verlassen, aber er konnte der Wahl nicht widerstehen.

Da nun begann die schwerste Zeit in dessen Leben. Bald nach seiner Consecration reiste er zum Concil nach Rom. Hier aber entstanden heftige Kämpfe, als der Antrag auf Erklärung der Unfehlbarkeit des Papstes durch das allgemeine Concil gestellt wurde. Ein kleiner aber nicht unbedeutender Theil der Bischöfe war anderer Meinung. Darunter auch Hefele. Derselbe begründete seinen Standpunkt litterarisch in einer Schrift über Honorius, die in Neapel erschien, da der Druck in Rom Schwierigkeiten fand. Diese seine Ansicht hielt der Bischof auch nach der Erklärung des Dogma's fest. Allein die Schwierigkeiten wurden immer größer. Er kam in eine Lage wie nie zuvor in seinem Leben. All sein Mühen und Arbeiten hatte der Kirche gegolten und nun fing eine Kluft an, sich zwischen ihm und ihr aufzuthun. Wohl mochte Hefele auf Fortsetzung des allgemeinen Concils und nähere Bestimmungen auf demselben bezüglich des Gegenstandes hoffen. Allein die italienischen Verhältnisse ließen keine solche zu. Dann wieder hatte er den Gedanken, zu resigniren. Er fürchtete sich nicht, die persönlichen Folgen zu tragen. Allein was sollte aus seiner Diöcese werden? Endlich nahm er eine zuwartende Stellung ein. Und das war das Beste, indem ja die zuletzt sich entschließen, nicht immer die mindesten sind. Er nahm sich Zeit und gewährte auch Andern Zeit, und so beruhigten sich in seiner Diöcese die Wogen bald und vollständiger, als dies in andern Theilen Deutschlands geschehen ist. Doch endlich war kein Warten mehr möglich. Wie der Entscheid ausfallen werde, war sicher, indem Hefele zum voraus entschlossen war, es zu keinem Schisma mit der Kirche kommen zu lassen. Gedrängt durch Rom, durch Angehörige seiner Diöcese, vielleicht auch durch die württembergische Regierung, anerkannte der Bischof das Dogma. Wie zu erwarten, fand dieser Schritt die verschiedenste Beurtheilung. Aber er hat ihm und seiner Diöcese den vollen Frieden gebracht.

Das weitere Leben nun verfloß ruhig, ganz seinem bischöflichen Amt geweiht, so daß sich nach dieser Seite hin die bischöfliche Thätigkeit nicht von der des Lehrers unterschied. Auch änderte sich nicht die bisherige Einfachheit in der Lebensführung. Lange verwaltete er alles allein, bis ihn der Nachlaß der Kräfte nöthigte, einen Weihbischof sich zuzugesellen. Allein auch da noch behielt er die oberste Leitung der Dinge in seiner Hand, bis sie der Tod derselben entnahm.

So steht sein Bild vor unserer Seele, ein Bild der Einfachheit, Anspruchslosigkeit, Lauterkeit, unermüdetster Treue im Beruf, nimmer ermattenden Forschens, der väterlichsten Hirten Sorge. Ein unzerstörbares Denkmal als Lehrer der Kirchengeschichte hat er sich durch seine Arbeiten gesetzt. Aber auch als Bischof wird sein Andenken gesegnet sein noch über diejenigen hinaus, denen er seine Hände weihend und segnend auf's Haupt gelegt.



## VI. Vermögenslage und Mitgliederbestand.

Laut revidirter Rechnung schloß das Jahr 1892 (vergl. den letzten Jahresbericht) ab mit einem Effectenbestand von	31 585.25	Mark
Cassabestand .....	1 681.75	
Guthaben bei der Rheinischen Volksbank, Köln ...	2 965.—	
	<hr/>	
	36 232.—	
An rückständigen Druckrechnungen waren zu zahlen (außer den Kosten der erst in 1893 versandten III. Vereins= schrift für 1892).....	1 440.34	
	<hr/>	
Mithin Vermögensbestand (abgesehen von Guthaben).....	34 791.66	
Diese Guthaben betragen:		
Rückständige Mitglieder= und Theilnehmer=Beiträge und Abonnements=Beiträge für das historische Jahrbuch, nach Abzug der für 1893 u. f. vorausgezählten Beiträge .....	M. 61.57	
Sonstige Debitoren.....	" 318.—	
	<hr/>	
	M. 379.57	
Abzüglich: in 1892 vereinnahmte, erst in 1893 zu verrechnende Zinsen .....	" 178.—	201.57
	<hr/>	
Mithin Vermögensbestand (abgesehen von den Kosten der III. Vereinschrift 1892) .....	34 993.23	
Am 31. December 1893 betrug das Vermögen:		
Effectenbestand .....	31 629.20	
Cassabestand .....	81.79	
Guthaben bei der Rheinischen Volksbank, Köln ...	2 986.—	
	<hr/>	
Mithin Vermögensbestand (abgesehen von Guthaben).....	34 696.99	
Diese Guthaben betragen:		
Rückständige Mitglieder= und Theilnehmer=Beiträge und Abonnements=Beiträge für das historische Jahrbuch, nach Abzug der für 1894 u. f. vorausgezählten Beiträge .....	M. 345	
Abzüglich noch zu zahlendes Honorar (Zahlung als vorläufig unbestellbar zurückgekommen, weil Adressat verreist).....	" 45	300.—
	<hr/>	
Mithin Vermögensbestand .....	34 996.99	

Die Wertherhöhung des Vermögens gegen den Abschluß von 1892 würde demnach nur M. 3.76 betragen. Dazu kommen jedoch 1) die Kosten für die III. Vereinschrift 1892 = M. 1475.89, die eigentlich noch in 1892 zu verrechnen waren; 2) Vorausbezahltes Stipendium für 1894 im Betrage von 500 M. Dies in Rechnung gezogen, beträgt die Wertherhöhung des Vermögens M. 1979.65.

### Einnahmen.

	Mark
Mitglieder=Beiträge .....	24 722.24
Theilnehmer=Beiträge .....	2 054.44
Vermächtniß von Prof. Dr. Joh. Janssen sel., Frankfurt a. M. ....	3 000.—
Für verkaufte Vereinschriften .....	991.58
Aus dem historischen Jahrbuch (Abonnements M. 2950.27, Absatz im Buchhandel M. 1949.60, für Anzeigen auf dem Umschlag M. 41.17) .....	4 941.04
Zinsen von Werthpapieren und Bankdepositen .....	1 335.20
Porto=Ersatz, kleine Mehrzahlungen, Cours=Differenzen ....	61.54
	37 106.04
Dazu Kassenbestand am 1. Januar 1893 ... M. 1681.75	
Bankdepositen " " " " ... " 2965.—	4 646.75
	41 752.79

### Ausgaben.

Für Vereinschriften (Redaction 600.—; Honorar, Herstellung und Versendung der III. Vereinschrift 1892: 1475.89; desgl. der drei Vereinschriften 1893: 4440.80; Versendung nachträglich gelieferter I. und II. Vereinschr. 1892: 7.10) .....	6 523.79
Für das historische Jahrbuch (Redaction 2600.—; desgl. nachträglich für 1892: 100.—; Honorar, Herstellung und Versendung von Band XIV: 7573.80; Reisevergütungen 412.—; Zeitschriften=Abonnements, Drucksachen und Buchbinder=Arbeiten 226.—) .....	10 911.80
Für das philosophische Jahrbuch (Redaction) .....	2 500.—
Für das Staatslexikon (Redaction 2200.—; Honorare für Heft 21—26: 1787.28; für Abschrift eines Artikels 34.—) .....	4 021.28

Für das Römische Institut (Stipendien 5050.—; Reisevergütungen 912.40) .....	5 962.40
Unterstützung sonstiger Unternehmungen .....	1 961.20
Allgemeine Unkosten (Herstellung, Verpackung und Versendung des Jahresberichtes 1892: 1213.10; Vergütung an J. P. Bachem, Köln, für Wahrnehmung der Obliegenheiten der Geschäftsstelle einschließlich Arbeiten für die Werbung neuer Mitglieder und Teilnehmer 2226.85; Kosten der General-Versammlung in Bamberg am 4. und 5. September 1893: 795.11; allgemeine Druckfachen, Porti, kl. Minderzahlungen und Cours-Differenzen 646.39; Propaganda-Druckfachen und Porti 454.44; Sonstiges 28.30) .....	5 364.19
Zahlung der aus 1892 rückständigen Druckrechnungen.....	1 440.34
	<hr/>
	38 685.—
Dazu Kassenbestand am 31. December 1893.....	81.79
Bankdepositen " " " " .....	2 986.—
	<hr/>
	41 752.79

Die Görres-Gesellschaft erhielt folgende neuen Ehrenmitglieder in 1893: Hermann Herder, Verlagsbuchhändler, Freiburg i. B., A. Knauer, Pfarrer emer., Reinbeck bei Hamburg.

Es starben in 1893 folgende Ehrenmitglieder: Jos. Bachem, Verlagsbuchhändler, Köln. Dr. theol. Baudri, Weihbischof und Domschicht, Köln.

Folgende Herren wurden in 1893 lebenslängliche Mitglieder: Dr. Joh. Ernst, Militair-Curatus, Ansbach, Bayern. Dr. Friedrich Speiser, Tsfers bei Freiburg, Schweiz.

Die Görres-Gesellschaft zählte am 31. Dec. 1893: 20 Ehrenmitglieder, 24 lebenslängliche Mitglieder, 2370 Mitglieder, 702 Teilnehmer gegen 2223 Mitglieder (im Ganzen) und 688 Teilnehmer am 31. December 1892.



## VII. Die Leo-Gesellschaft im Jahre 1893.

In diesem zweiten Jahre ihres Bestandes suchte die Leo-Gesellschaft zunächst durch eine wirksame Propaganda ihre äußere Entwicklung zu fördern; sie war aber auch zugleich in der Lage, eine so ansehnliche Zahl wissenschaftlicher Aufgaben theils in Angriff zu nehmen, theils zu vollenden, daß sie mit innigem Danke gegen Gott auf dieses Arbeitsjahr zurückblicken kann.

Die äußere Entwicklung der Leo-Gesellschaft im abgelaufenen Jahre ist sowohl durch die Zahl der hinzugekommenen Mitglieder, als auch durch die hervorragende Bedeutung einzelner derselben bemerkenswerth. Der Gesamtstand der Mitglieder erreichte am Schlusse des Jahres 1893 nahebei die Zahl 1100; somit verzeichnet die Gesellschaft einen Mitgliederzuwachs von fast 300. Darunter befindet sich eine schöne Reihe der besten Namen aus dem katholischen Klerus und Laienstande Oesterreichs. An erster Stelle unter denjenigen, welche in diesem Jahre der Gesellschaft ihr Wohlwollen zuwandten, steht Se. Majestät Kaiser Franz Joseph, der durch eine huldvoll gewährte Fördererspende von 1000 fl. die Leo-Gesellschaft zu immerwährendem Danke verpflichtete. Ein erlauchtes Mitglied des Kaiserhauses widmete für einen besondern wissenschaftlichen Zweck 2500 fl., eine Förderin der Leo-Gesellschaft fügte ihren frühern Widmungen eine neue Spende von 3000 fl. bei, so daß der Vermögensstand der Leo-Gesellschaft heute die Summe von 17000 fl. überschreitet. Besonders wirksam für die Werbung neuer Mitglieder erwies sich die Aufstellung von Vertrauensmännern der Gesellschaft an mehreren geeigneten Orten der Monarchie.

Den wissenschaftlichen Aufgaben der Gesellschaft suchte die philosophisch-theologische Section durch eine Reihe apologetischer und sonstiger Vorträge zunächst in Wien und durch Inangriffnahme einiger, theils größerer, theils kleinerer Veröffentlichungen gerecht zu werden. Die Vorträge behandelten vor einem stets wachsenden Zuhörerkreise „Die unabhängige Moral“ (Prof. Dr. Schindler), „Das Christenthum, Entwicklung aus dem Heidenthum?“ (Canon. Dr. Müller), „Die schönen Künste in der katholischen Kirche“ (Hof-Kaplan Dr. Fischer-Colbrie), „Wahrheit, Freiheit, Gerechtigkeit in der Geschichte des Papstthums“ (P. Duhr, S. J.), „Renan, sein Leben und seine Werke“ (Prof. Dr. Pawlicki), „Das den getrennten christlichen Gemeinschaften in der socialen Frage Gemeinsame“ (P. Alb. Weiß, O. S. D.). In den Sectionssitzungen fanden Vorträge über die neuere Entwicklung der pro-

testantischen Theologie, Friedrich Nietzsche's Philosophie u. a. statt. Für die geplante Geschichte der aufgehobenen Klöster in Oesterreich wurde von Maurus Rinter, O. S. B., und Bern. Duhr, S. J., ein Programm ausgearbeitet, und übernahm Dr. Ant. Weiß in Graz die Bearbeitung der Klöster Steiermarks und Kärnthens. Prof. Dr. Wilhelm Neumann in Wien nahm es auf sich, Mitarbeiter für ein Corpus inscriptionum christianarum Austriae zu werben. Zwei Fachmänner arbeiten im Auftrage der Gesellschaft an Lehrbüchern für philosophische Propädeutik und für allgemeine Erziehungs- und Unterrichtslehre; J. Panholzer bereitet eine Uebersicht der katholischen Erziehungs- und Unterrichts-Anstalten in Oesterreich vor.

In der historischen Section übernahm Prof. L. Pröll in Wien die Aufgabe, an eine eingehende Geschichte des Gewerbewesens in Oesterreich im 16. und 17. Jahrhunderte zu schreiten; Dr. Ign. Stich in Wien bereitet die Herausgabe der Correspondenz Kaiser Karl V. mit Ferdinand I. und eine Schrift über die Politik Karl's V. von 1536 bis 1538 vor; Prof. Ernst Spreizenhofer, O. S. B., bearbeitet die Geschichte des vorbenedictinischen Klosterwesens. Die Herausgabe von Handschriften-Katalogen sämtlicher österreichischer Klöster und Capitel wird ernst in's Auge gefaßt. In den Sections-Sitzungen wurden Vorträge über die Rechtsverhältnisse des vorbenedictinischen Klosterwesens u. a. gehalten.

Die litterarische Section befaßte sich vornehmlich mit den einleitenden Arbeiten zur Feststellung eines genauen Planes für Erforschung des österreichisch-bayerischen Dialekts (Prof. Jos. Seeber in M.-Weißkirchen); ihr Mitglied Tassilo Lehner O. S. B. in Kremsmünster gab mit Unterstützung der Leo-Gesellschaft die „lyrischen Gedichte“ Simon Kettenbacher's (Wien, Koller & Co.) heraus. In den Sections-Sitzungen wurden Vorträge über die griechische Kurzschrift u. a. gehalten.

Die socialwissenschaftliche Section erwog auf Grund eingehender Referate die Frage des Geldwuchers und der Mittel zu dessen Beseitigung, ebenso die Frage um die Nothwendigkeit und Durchführbarkeit einer Conscription des mobilen Capitals und um die Anwendbarkeit des österreichischen Wucher-Gesetzes auf den Arbeitsvertrag. Auf ihre Veranlassung bearbeitete Dr. Aug. Közler, C. SS. R. in Mautern die „Frauenfrage vom christlichen Standpunkte“ (Wien, Koller & Co.), gab Ad. Trabert eine populaire Schrift über „Wesen und Ziele der Social-Demokratie“ (ebenda), heraus. Für die Bearbeitung eines Handbuchs der Gesellschafts- und Wirthschaftslehre vom christlichen Standpunkte wurden die Vorstudien fortgesetzt.

Von weitem Publicationen der Leo-Gesellschaft in diesem Jahre seien erwähnt: Das Jahrbuch der Leo-Gesellschaft für 1892 mit einer Reihe wissenschaftlicher Abhandlungen von Pawlicki, Berner, Schindler, und der zweite Jahrgang des „Oest. Litteratur-Blattes“, redigirt von Dr. Franz Schnürer. Besonders das letztere Unternehmen sei als das einzige, alle Wissensgebiete umfassende katholische Litteratur-Blatt in deutscher Sprache der wohlwollenden Unterstützung der p. t. Mitglieder der Görres-Gesellschaft empfohlen. Ein weit ausschauendes litterarisches Unternehmen wurde in den „Quellen und Forschungen zur Geschichte, Litteratur und Sprache Oesterreichs und seiner Kron-Länder“ im Auftrage der Leo-Gesellschaft herausgegeben von den Univ.-Prof. Dr. Hirn und Dr. Wackernell, in Innsbruck angekündigt; dasselbe wird im Verlage der Styria in Graz mit Anfang d. J. 1894 zu erscheinen beginnen. Ein von Dr. Kralik in Wien nach alten Ueberlieferungen bearbeitetes Weihnachtsspiel wird auf Veranlassung der Leo-Gesellschaft durch geeignete Kräfte zur öffentlichen Darstellung in Wien vorbereitet.

Der tirolische Zweigverein der Leo-Gesellschaft entfaltet eine ernste Thätigkeit. Bisher veröffentlichte derselbe „Aufstand und Reich des Mahdi“ von Joh. Ohrwalder (Innsbruck, Rauch), ferner „Beiträge zur Ortsnamenkunde Tirols“, von Chr. Schneller.

Die General-Versammlung der Leo-Gesellschaft fand am 25. und 26. Juli unter zahlreicher Betheiligung der Mitglieder in Innsbruck statt. Neben den Verhandlungen zu den innern Angelegenheiten der Gesellschaft wurden wissenschaftliche Vorträge von Dr. Limbourg, S. J. (Kant's kategorischer Imperativ), Director C. Pasch (über den Dichter E. Dorer), Dr. Wackernell (über die alptirolischen Passionsspiele), Dr. Hirn (über Tirols Landtage zur Zeit der Bauernbewegung), Dr. Pastor (Armenpflege zur Zeit der Reformation), Dr. Schindler (Bestimmungsgründe des gerechten Arbeitslohn), gehalten. Anregungen manchfacher Art und die Ueberzeugung von der Lebensfähigkeit der Leo-Gesellschaft bei kräftigem Zusammenwirken aller Berufenen das waren gewiß die Früchte, welche jeder Theilnehmer an der General-Versammlung in sein Heim mitnahm.

Wien.

Schindler.

